



DIE MORGENRÖTE

MONATSSCHRIFT FÜR KULTURELLE
ERNEUERUNG

SCHRIFTFLEITER: RICHARD DREWS



NUMMER 7

JANUAR 1925

Aus dem Inhalt dieses Heftes.

Alfred Heuer: Heinrich Wölfflin — dem 60 jährigen. Richard Drews: Sterne über uns. Peter Grenzhauer: Das zweite Gehör. Hartmut Piper: Weltanschauungen als Weltbetrachtungsweisen. TRIBÜNE DER JUGEND: Von den Grundlagen einer neuen Gemeinschaft. Walter H. Giese: Immer mehr Gemeinschaften. MENSCHEN WERKE EREIGNISSE: Alfred Heuer: Dem Kunstmaler Professor Dr. Christian Rohlf's zum 75. Geburtstage. KAMPF UND KRITIK: Rudolf Kleist: Kulturschändung. — Noch einmal: Deutsche Kleinkunst. Richard Drews: Wider die Magazine. Adalbert Kolnau: Was ist Kultur? Bücherstube.

Bezugspreis:

Einzelheft Mk. 0.60. Vierteljährlich Mk. 1.50.

Halbjährlich Mk. 3.00 Jährlich Mk. 5.50.

VERLAG ALBERT MODROW, ELMSHORN BEI HAMBURG

Wir sind arm geworden
an äußerem Besitz und Gütern dieser Erde. Jetzt gilt es
die ewigen sittlichen Werte
des Deutschtums, das mehr ist als ein schöner Begriff
mobil zu machen

Wir haben keine Waffen mehr,
aber wir haben ungehobene Schätze,
die wir heraufholen müssen aus der
Tiefe unseres Volkstums, wir sind das
Volk der Goethe, Dürer, Kant, Luther,
Beethoven.

Wir können nicht untergehen,

aber wir müssen uns mit ihrem Geist
erfüllen, daß wir der grausamen
Gegenwart Herr werden. Noch sind
wir nicht reif für unsere große
Sendung, die Welt an unserem Wesen
genesen zu lassen. Hier greift die
Morgenröte ein. Sie will die

Erneuerung des deutschen Menschen

nicht um irgendwelcher Machtziele willen,
nicht um einer Partei zu dienen, sondern

der ganzen Menschheit zum Segen!

DIE MORGENRÖTE

MONATSSCHRIFT FÜR KULTURELLE ERNEUERUNG

HERAUSGEBER: RICHARD MODROW, ELMSHORN

SCHRIFTFLEITER: RICHARD DREWS, ELMSHORN

NUMMER 7

JANUAR

JAHRGANG 1924/25

ALFRED HEUER:

Heinrich Wölfflin — dem 60jährigen

Wie mir scheint, geht alles richtige Bestreben auf Vereinfachung, Zurückführung und Vereinigung des scheinbar Getrennten und Verschiedenen auf einen Lebensgrund, und in diesem Bestreben, das Notwendige und Einfache mit Kraft und Fülle und in seinem ganzen Wesen darzustellen, ist Kunst. Gottfried Keller.

Aus der Erinnerung an längst vergangene Studienjahre an der Berliner Universität taucht für uns als lebendigste, in Wahrheit ein ganzes Leben lang fortwirkende Erscheinung immer einmal wieder auf: Der Professor für neuere Kunstgeschichte: Heinrich Wölfflin. Das geistig so mächtig flutende Leben Berlins befand sich damals auf einer seltenen Höhe, als Menzel und Mommsen noch gerade lebten, Messel seine Bauten schuf, als Reinhard seine unvergeßliche Aufführung von Shakespeares Sommernachts Traum auf die Bühne brachte, als Bode sein Kaiser-Friedrich-Museum der Öffentlichkeit übergab und Tschudi dann die Leitung der Nationalgalerie übernahm und neue, kühne, bisher unerhörte Wege der Museumsleitung und des Kunstsammelns beschritt. An der Universität aber wirkten damals Männer wie Paulsen, Harnack, Wilamowitz, Diels. — Und doch, wir sagten es schon: der nachhaltigste Eindruck strömte auf eine ganze Jugend von dem Manne aus, von dem wir zu Ehren seines 60. Geburtstages reden wollen. Selten wohl haben Schüler mit gleicher Ehrfurcht zu der hohen, Achtung gebietenden Gestalt ihres Lehrers emporgeblickt, dessen vornehme Zurückhaltung eine Würde offenbarte, die jegliche Vertraulichkeit weit von sich wies, und es waren wirkliche Feierstunden, wenn im Hörsaal im Kastanienwäldchen hinter der Universität dieser Gelehrte seine Vorlesungen hielt. Denn er verstand es, in das innerste Wesen der Kunst einzuführen, er wußte eine Jugend, die nur allzugern Kunstschwärmen für Kunstforschen hielt, in die strenge Zucht seines klaren Denkens zu nehmen und ihr die rechten Wege des Schauens zu zeigen. Hier ward

klar, daß es sich in der Kunst in erster Linie um Fragen der Form und Farbe handle, dafür wurden die Augen geschärft. Und wie wußte Wölfflin das Leben der Linien und Formen zu deuten! Ein reiches Nacherleben jeglicher Form zeichnete ihn aus, er besaß eine Augensinnlichkeit feinsten Art, wie sie damals unerhört erschien und erst durch seine beharrliche Erziehung allmählich auch von anderen erworben wurde. Man wird aber vielleicht begreifen, daß diese Erziehung zum Wesentlichen sich ganz von selbst auf den ganzen Menschen übertrug, ihn nicht nur zur Klarheit im Sehen, sondern gleichfalls im Denken erzog — ähnlich wie Wölfflins kunstgeschichtliche Grundbegriffe fruchtbar geworden sind in den verschiedensten Zweigen der Wissenschaft. So ist es denn auch keine Übertreibung, wenn wir behaupten, daß diese Vorlesungen für viele entscheidend wurden für ihr ferneres Leben.

Indem aber Wölfflin die Form in den Mittelpunkt seiner Lehre stellte, befreite er die Kunstforschung von allem Kulturgeschichtlichen und anderen Nebenabsichten, die ihr bisher noch allzusehr anhafteten, er hat sie in Wahrheit frei gemacht, sie auf eigene Füße gestellt. So bedeutete seine Art der Forschung nicht nur eine neue Handhabe, die Kunst zu ergründen, sondern er hat die deutsche Kunstforschung ein mächtiges Stück vorwärts geführt, daß sie vor dem Auslande einen Vorsprung gewann, der ihr noch heute eine Führerstellung sichert. Aber nicht genug damit, er hat die Forschungsarten der Kunstgeschichte im Einzelnen so fein ausgebildet, daß jetzt die anderen Wissenschaften kommen (z. B. die Literaturwissenschaft), und von der Kunstgeschichte für ihr Fach lernen, ja geradezu Anleihen bei der Kunstgeschichte machen.

Dem Inhalt dieser ganz aufs Wesentliche gerichteten Kunstlehre entsprach auch die Form des Vortrages. Wölfflins Sprache war knapp, treffend, überzeugend, vorsichtig abwägend, oft sogar absichtlich nüchtern, das Gegenteil von jeglicher Schönrederei. Dann aber erhob sich sein Ausdruck bisweilen zu wahrhaft dichterischer Schönheit, und er fand Wortprägungen, die ein für allemal Gültigkeit zu haben schienen. So verstand er mit einem einzigen Wort den tiefsten Sinn des Kunstwerkes zu enthüllen. Besonders wohltuend aber wirkte im Gegensatz zu so manchen andern Kunstforschern die Bescheidenheit gegenüber dem Kunstwerk selbst, das Ausschalten des eigenen Ichs. Wölfflin strebte danach, den Gegenstand so rein als nur zu tun wäre, in sich aufzunehmen, indem er sich dem Kunstwerk unterordnete, wie es Goethe gegenüber den Werken eines Palladio getan hat. Darüber hinaus gelang es Wölfflin, die Kunstwerke in ihren geschichtlichen Zusammenhang einzureihen, wie er andererseits den Maßstab zu ihrer Beurteilung lediglich

aus ihnen selbst nahm. Über diese Dinge hat sich der Gelehrte neuerdings in einer feinsinnigen Schrift ausgesprochen: „Das Erklären von Kunstwerken“ (Seemann-Verlag).

Der Ton seiner Rede war schlicht, einfach, doch wirkte die entschiedene Überzeugtheit sehr eindringlich. Keine laute äußere Bewegung, nur eine leise Gebärde der Hände begleitete bisweilen den Ernst des Vortrages. So wußte er die Herzen zu treffen, zumal der Hörer spürte, daß eine Persönlichkeit hinter dem Gesprochenen stehe. Denn das bleibt doch schließlich immerdar das letzte Geheimnis — der Mensch, der offenbar wird.

Man erkannte eine Persönlichkeit, der die Kunst Lebensnotwendigkeit geworden war, die ganz in sich ruhte, die aus umfassendem Wissen, man möchte fast sagen, auf Goethescher Grundlage eine Weltanschauung entwickelte. Ein Mann zudem aufrecht und frei, wie sie heute immer seltener werden. Etwas von der Freiheit der Renaissancemenschen schien in sein Wesen geströmt zu sein, der — und das hängt mit dem eben Gesagten zusammen — aus der Einsamkeit zu kommen schien, dem Mittheilbarkeit nicht gerade angeboren war. Bezeichnend seine Worte in einem Brief: „In einfacher Natur, unter einfachen Menschen ruhig über die Dinge der Welt nachdenken zu können, das wäre augenblicklich die Summe meiner Wünsche“. So möchte denn das Wort Lionardos, das Wölfflin vor Jahren bei seiner Abschiedsvorlesung von Berlin aussprach: „Nur wenn Du einsam bist, gehörst Du Dir ganz“, aus der Tiefe auch seines Herzens gesprochen sein. Wie bei allen aber, die aus der Einsamkeit kommen, das Zartgefühl besonders ausgeprägt zu sein pflegt, so auch bei Wölfflin. Ja, man möchte bei ihm wohl einmal von Keuschheit des Empfindens reden. Etwas rein Menschliches lag in seinem Wesen, dem sich keiner seiner Schüler entziehen konnte. Unvergeßlich klingen uns noch nach Jahren die Worte Marees' im Ohre, die Wölfflin bedeutsam in einer Vorlesung wiederholte: „Wir müssen wieder werden wie die Kinder!“

Gehen wir den Wurzeln dieser Persönlichkeit nach, so werden wir sie nach zwei Richtungen hin zu verfolgen haben. Wölfflin ist zunächst Schweizer. Jener starke Unabhängigkeitsdrang, von dem wir soeben sprachen, zeichnete von jeher das alemannische Volk aus. Zugleich hat auch der Adel dieses germanischen Volksstammes in diesem Manne seine Verkörperung gefunden, in dieser hohen Gestalt, in der kühnen Steile dieses prachtvollen Schädelbaues, der Denken mit Schauen (der hervorblitzenden Augen) vereint, Züge, wie sie jüngst die Kunst eines Scharffs in der Büste Wölfflins geformt hat. Auch

die Klarheit seines Denkens — „klar wie Alpenwasser“, sagt C. F. Meyer einmal — dürfte in seiner Heimat begründet sein. Die Schweiz war von jeher Grenzgebiet, wo germanisches und romanisches Wesen zusammenließ, wo die Verstandesklarheit des Südens sich mit der gern ins Formenlose schweifenden Vorstellungswelt des Nordens einte. So glücklicher Vermählung entsproß die Kunst eines Bocklin. Bei Wölfflin freilich überwog die Klarheit der Form, darum ward auch für ihn, wie für J. Burckhardt, die Kunst Italiens, des formenreichen, bestimmend, und erst später fand er den Weg zu Dürer, Rembrandt und Grünewald. Ja, man möchte ihn fast mit Bocklin, Hildebrand, Marees, einen Deutschrömer nennen, so sehr entstammt seine Kunstanschauung dem Süden: sie fand ihren reinsten Ausdruck in seiner „Klassischen Kunst“. Wahlverwandschaft hat Wölfflin zu einem J. Burckhardt getrieben, dieser Gelehrte sollte für sein Schicksal entscheidend werden. Ihm hat Wölfflin ein Leben lang die Treue gehalten, bei aller Selbständigkeit seines Forschens taucht doch die Gestalt des Baselers hinter fast allen seinen Werken auf. Vielleicht wird man von Burckhardt zusammenfassend sagen dürfen, daß er die Formen geschichtlichen Denkens ein für allemal festgelegt habe, von denen man in Zukunft nicht mehr wird abweichen können. Nur wenige können sich rühmen, einen solchen Lehrer gefunden zu haben.

Der zweite Urquell, der das Leben Wölfflins speiste, rinnt in seiner Familie selbst. Wir haben in München noch seinen Vater gehört, den Professor für Klassische Philologie, dessen ehrwürdiges Antlitz Hildebrands Büste in der neuen Münchener Staatsgalerie festgehalten hat. Seine Einwirkung auf seinen Sohn reicht sehr tief, dies Erbe umfaßt sehr viel, wie viel verdankt der Sohn seinem Vater! Vor allem sittliche Eigenschaften, wie die Unbestechlichkeit des Urteils, die Ehrlichkeit der Forschung, vielleicht überhaupt die Anlage, eine Persönlichkeit zu werden. Ja, bis in die Eigentümlichkeit des Ausdruckes, der Sprache, bis zu jener schlagenden Ausdrucksweise könnte man die Verwandtschaft nachweisen. Aber auch die Liebe zur lateinischen Kultur ist dem Sohne angeboren. Besonders wichtig für sein Gebiet kunstgeschichtlicher Forschung ward für den Jüngeren ferner die Gabe zu zeichnen, die ebenfalls sich auf seinen Vater zurückführen läßt, und damit verbunden ein Formengedächtnis, das sich nun freilich von sprachlichen Erscheinungen mehr den Dingen der Kunst zugewandt hatte. Aber auch die Art der Untersuchung, durch die beide bis zum Kern, zum Wesenhaften vordrangen, zeigt innigste Übereinstimmung: Schon der Sprachgelehrte wandte eine genetische Forschungsart an, er

suchte die Entwicklung sprachlicher Erscheinungen aufzudecken, denen er ähnlich wie der Kunstforscher bis in die Eigentümlichkeiten provinzieller Art nachgehen konnte. So suchte er ebenfalls aus einem höheren Gesichtspunkt das Einzelne zu erforschen und — wie Goethe — wußte er die großen Zusammenhänge herzustellen, um über dies einzelne Licht zu bekommen, während umgekehrt oft die Einzeluntersuchung überraschende Ergebnisse zu Tage förderte, das Gesamte zu erklären. Beide Gelehrte waren ferner Meister darin, aus scheinbar nebensächlichen Erscheinungen Seelisches zu deuten.

Soweit das Angeborene, die geprägte Form, die nun lebend sich entwickeln sollte. Wir wenden uns damit kurz den Werken Wölfflins zu. Dabei können wir eine Bemerkung im Voraus nicht unterdrücken: wie ungeheuer gesetzmäßig entfaltet sich doch dieses Leben selbst, so daß es schon ein hoher Genuß ist, sich darin zu versenken! So möchte man die Worte, die Wölfflin von der Kunst Italiens gesprochen hat, auf sein eignes Dasein anwenden. Es entfaltet sich auch „wie eine Pflanze, die langsam Blatt um Blatt auseinanderlegt, bis sie nach allen Seiten ausgreifend, dasteht.“ „Dieses ruhige, gesetzmäßige Wachstum“ ist ihm selbst im höchsten Maße eigen. Nirgends beobachten wir ein Abweichen nach rechts oder links, keine unnötigen Nebenwege werden gemacht, wie so oft im Leben, eine Einheit, eine in sich geschlossene Bahn bildet sein Dasein.

Schon seine Jugendschrift; „Die Jugendwerke des Michelangelo“ offenbart einen seltenen Scharfblick für das Geheimnis der Form: zugleich tritt jener scharf urteilende Geist hervor, der in klarer Beweisführung mit hellem Klang der Stimme seine Gegner anzugreifen weiß. Aus diesen Beschäftigungen mit der ihm so wesensverwandten Kunst Italiens erwuchs dann das Hauptwerk seiner mittleren Jahre: „Die klassische Kunst“. Ein ganzes Geschlecht von Kunstforschern hat mit ihm sehen gelernt, so blieb es für lange Zeit die beste Einführung in die Kunst überhaupt. In ihm erhebt sich Wölfflin zu dem, was Goethe in seinem *Winkelmann* „die Blume aller geschichtlichen Forschung“ nennt, „zu den großen und allgemeinen Ansichten des Ganzen und zu den tief sinnig aufgefaßten Unterschieden der Fortgänge in der Kunst und der verschiedenen Stile“.

(Schluß folgt.)



RICHARD DREWS:

Zwei Gedichte

I.

Brüder, laßt uns diese Flamme küssen
Diese Flamme, sie heißt Gott
Gott: das ist das lodernde Gewissen
Und Gewißheit ohne Spott.

Denn wir wollen ewig wandeln
In der Reinheit solcher Glut
Dieser Schwur sei mehr als Handeln,
Wie es jeder Ärmste tut.

Brüder, laßt uns ganz verbrennen,
Flamme, schöner Überschwang!
Denn das Höchste ist: erkennen,
Leben sei nur Übergang.

Und das höchste ist Bekehrung,
Dieses ist ihr tiefster Sinn:
Nur durch Wandlung und Verklärung
Kann ich werden, der ich bin

II.

Denn Du bist alles: Licht und tiefer Schatten
Und bist die Wandlung, das Geschehen und das Nichts
Und bist der Anfang eines herrlichen Gedichts,
Der Aufstieg, Höhepunkt und das Ermatten.
Du bist der tiefe Gram des Menschenangesichts,
Du bist die Frucht, die Zeugung, das Begatten.
Du bist der Irrtum, Wahrheit und Bewährung,
Du bist der Schoß, die Höhle und die Haft,
Das Ende unsrer langen Pilgerschaft,
Du bist der Aufruhr, Feindschaft und Empörung
Du bist der Sturm, der uns die Segel strafft
Und Du bist Sanftmut, Güte und Erhörung.

PETER GRENZHAUSER:

Das zweite Gehör

Zwischen Laon und St. Quentin liegt ein französisches Landschloß, inmitten einer von viel blutrotem Mohn besleckten Gegend mit weiten Parkgärten, Blumen- und Obstfeldern, ein prunkvoll-gemütliches Landhaus, viel- und kleinräumig in seinem Oberteil, mit einem Saal unten, alles von englischen Granaten zumeist stark zerstört und zerschossen. Den Toreingang zieren Laternen von kunstvollem Schmiedewerk. Schutt häuft sich um Portal und Treppenaufgang. Aus den Fensterhöhlen schaut die Kriegsöde ins Land, über das sonnige Kirchhofsruhe gebreitet liegt, nachdem schweres Getrommel aus ehernen Mündern die Lüfte zerwühlte. . . . In der Nähe liegt ein Feldlazarett. Hier und da ragt aus dem wuchernden Wildwuchs der Felder und Baumoasen um das Schloß herum ein halbzerstörtes Bauerngütlein oder irgend ein Vorgehöft hervor. Im stumpfen Grün des Sommers erscheint alles so verlassen, zerfallen, vergessen, vereinsamt, zertreten, zertrümmert, verrostet, zerbrochen, versunken in einen Dornröschenschlummer, doch ohne Dornröschen.

Die Wände der Schloßkammern sind teilweise zersprengt und zerrissen, Bruchwerk und Trümmer füllen die Böden und Gänge, die Fetzen prunkvoller Tapeten, zerstreute Bücher- und Blätterreste, und zerbrochener Zierstuck starrt melancholisch aus den Ecken. Papiere sind hingeflattert, beschrieben, bedruckt, Geschäfts- und Rechnungsbücher, Akten, Urkunden, Dokumente, Aufstellungen von Advokaten, von dieser und jener Departementsbehörde, Zeitschriften der Schloßbibliothek, aus märchenhaften Jahren des Friedens, literarisch und politisch bekannte Blätter und Schriften, liegen noch gestapelt, zum Teil verweht, vergilbt und verwittert.

In einer der oberen Kammern ruhen träumend zwei deutsche Soldaten. Es ist um die Mittagstunde eines Sonntags. Heiß brütet die Sommersonne auf den geborstenen Mauern, Gärten und Feldern. Wie auf mattgefönten Pastellbildern schimmert die Landschaft herein. Ein eigentümlicher Zauber liegt über der farbigen Gegend, Pastellluft, Hochsommerhauch drückt sanft in wohlige Erschlaffung nieder.

Da auf einmal weht eine seltsame zarte, dünne, fernklingende Musik durch den Raum, ganz sanft und doch deutlich wellenartig auf- und abschwingend. Es hört sich an, wie wenn in einer Sturmnacht die Türe eines Tanzsaales ruckweise sich einige Augenblicke öffnet,

wobei der Wind ein paar Töne mit fortreißt und sie einem einsam ziehenden Wanderer in's Ohr schlägt.

Hier aber ging kein Lüftlein. Sonnenstille lag zwischen den Wänden. Nur der eine der beiden fremden Besucher hatte die Töne vernommen. Einer anderen Welt schienen sie zu entspringen. Aufgeperlt wie ein dünnes Kettlein reichten sich melodienhaft Bilder aus der kleinen Geschichte eines französischen Landschlusses auf: Gräfliche Vor- und Nachfahren, familienhaft vereint an einem Sonntagnachmittag, kindlich oder eitel-geistvoll scherzend, bei den Klängen einer altertümlichen Spieluhr, hübsche Töchter, Kavaliere, Großmütter, lustige Oheims, Tanten, süße, verzogene Enkelkindlein.

Der feldgraue Kamerad horchte auf. Zeit war Raum geworden. Der andere begann zu erzählen vom zweiten Gehör:

„Auf den Höhen über meiner Vaterstadt lag eine zerfallene Burg. Gern lag oder stand ich in ihrem Trümmerhof. Von seltsamen Tönen schien er oft erfüllt. Ein klagendes Heulen schien sich manchmal darin zu fangen. Ein schmerzhaftes Stöhnen und Jammern tiefer seelischer und leiblicher Not, ein gepeinigtes Klagen, wie aus vielen fernen Frauenmündern, ein Weinen, das sich an Türmen und an Waldwipfeln hin- und hergeworfen bricht und verzagt zu Boden fällt, hoffnungslos zerschlagen.

Ich habe über das Wesen der Klänge nachgesonnen. Zeitlos wirkt auch es fort wie Wort und Bild. Von dem Schlachtgeschrei der Perserkriege, des Thermophylenkampfes, von Marathon trennen uns nicht Jahrhunderte oder Jahrtausende, sondern trennt uns ein Raum. Wir leben in allen Zeiten zugleich, geschieden nur durch die Schachtelung des Raumes. Fortschwingt die Idee des Tones, das zweite Gehör empfängt sie, nimmt auf und vermittelt. Der Drehstrom des Erdballs wirft alle die Töne um sich. Ein Hörvorgang sind alle begriffenen Gedanken ihrem Wesen nach. Raumsinnige Gehöre fangen sie auf, nicht an Zeit bedingt, nicht von Zeiten geengt, nicht von Zeitaltern begrenzt. Wie das Bild der Gestirne durch den Weltraum eilt. . . .

In einem Lichtschein gesammelt empfängst du das Leben eines Sternes. Am nächtlichen Horizont erscheint ein Leuchtschimmer, ein Lichtbogen. Es ist die Weltstadt, viele Meilen fern. Tief tönt dem Geistohr ihr Lärm gesammelt auf, Lust und Schmerz von Menschen und von Tieren.

Ich höre Asiens aufreizende Töne, gelbe Menschheit gen Westen rufen. War es vor tausend Jahren, ist es heute, oder in hundert Monden? Drohendgeheimnisvolle Töne entquellen Indiens Zauberpfeifen, verdrängen und ziehen nach sich die Schreie der Aufstände gegen

Herrschvölker und wiedervergoltene Marterungen. Die Donner des Weltkriegs jagen um den Erdball, die Donner von Verdun. Die Klagen des dreißigjährigen Krieges sind nie verstummt. Durch Jahrtausendgeschlechter jammert der Riesenchor, dem profanen Ohr unhörbar, wimmert es durch die Räume.

Wenn ein großer Mensch von göttlicher Erwähltheit stirbt, so geht ein seltsames Pangeschrei durch die Lüfte. Es fängt sich in alten Türmen, auf einsamen Mooren und Heiden, in paradiesischen Inselgärten. Noch tönen Klagen über Christi Tod durch die Natur. . . . Verschollen, verhallt, verschallt scheinen nur die Klagelieder, und niemals doch sind sie verschwunden in namenlosem Dunkel. Und kein Gebet zum Zeitgott erlöst davon: Wandele Du die Klagen nur in lichte Töne hoher Seligpreisung! Wohl aber kommen Räume, die so tönen. . .

Es gibt eine Wirkung in die Zukunft hinaus, so muß es auch ein Wirken aus der Zukunft zurück geben. Der Empfänger muß dafür empfindhaft sein. Nur uns „Gegenwärtlern“ erscheint etwas zeithaft. Das Jahr 1966 oder 2000 oder 3000 ist nicht irgendwann, sondern irgendwo. Es ist schon in der Gegenwart es ist heute schon, es ist im Raum. Wir leben in allen Zeiten zugleich, also vermögen auch „künftige“ Zeiten auf uns zu wirken, genau wie die vergangenen es tun. Unerweckt nur ist die Fähigkeit zumeist, Wirkungen aus der Zukunft zu empfinden und zu wissen. Sie ist da, und kommt an uns alle durch Raumüberwindung. Es gibt Menschenseelen, die zeitlos sind, zeitlos blicken, Menschen des ältesten Altertums wie Menschen der Heutzeit. Ja, eher vielleicht hat das Maschinenzeitalter die Sinne verwirrt als nur geschärft. Eher vielleicht gab es weisere Menschen, in denen Zukunft schon wirksam war in reinerer Form, als sie später erschien.

Die Erfindung des Buchdrucks, des Fliegens und Fernsprechers, des Schreibens, der treibenden Kräfte des Pulvers und der Sprengmittel, das Alles erschien einstmals von größerer Segensfülle für die Menschheit, als es zunächst geworden ist. Was leistet der Fernsprecher heute menschheitlich, sittlich Großes? Oberflächliche Grüße, nebensächliche Mitteilungen, belanglose oder auch verderbliche Bestellungen, gleichgültige oder unmoralische Berichte, mögen sie auch um den halben oder ganzen Erdball gehen. . . . Was sollte er aber leisten? Wo einer von der zum Gottum ringenden Menschheit abirrte, da sollte ein Ruf der Rechtweisung ergehen: Du tue dies und lasse das! Ein Helfer, Führer und Leiter sollte es sein, das projizierte Gewissen. Das war die Bestimmung. Eine gewaltige Idee, uns Kulturellen, nein, Kulturierten, Zivilisierten unfäßbar. Wir sind unfähig geworden zur

Erfassung solcher Vorstellung. Wie aber ward die Bestimmung verzerrt, zerrissen und mißbraucht! Gute Menschen sollten geschaffen werden, und man schuf nur Menschen mit Fuchsverstand. . . .

Das Pulver sollte der Menschheit die Erde wohnlich machen, denn sie hat viel Raum. Sie konnten Paradiese schaffen. Sie aber haben sich teuflisch damit zerrissen . . . Die Schreibkunst sollte sie erheben, lehren und läutern. Sie haben sich damit hassen gelehrt und vergiftet. Unreife Menschheit wütet mit Pulver- und Schreibekunst, wie Kinder, wie Tiere, wie Teufel. . . .

Wir leben in allen Zeiten, und alle Zeiten leben mit uns. Wir leben auch aus der Zukunft, so können sich Widersprüche kreuzen. Wir empfangen Schwingungen kommender Räume, wie die von durchmessenen Räumen und geben unsere dahin. Wir sind mit allen Raumzeiten durch die Ketten geheimnisvoller Beziehungen verschlungen. Dieses Wissen macht gut, gibt ein tiefes kosmisches Verantwortungsgefühl. Und Naturgesetze sind nicht da, daß der Mensch sich ihnen unterwirft, sondern daß er sie aufhebt, eins mit Hilfe des anderen. Der Geist aber ist das Höchste auf und über allen Sternen im Raum.“

So erzählte der Feldgrau. Und wieder klang eine feine Musik, durch die gebrochenen Wände des Schloßgemaches zart wie ein Gespinst von Tönen aus einer anderen Welt, aus einer seltsamen Zeitlosigkeit heraus, wie entwurzelt und grundlos durch die Räume schwingend.

Fern aber grollte eine neue Schlacht auf, feindliche Männer kreuzten durch die Lüfte und zerstampften Menschenleiber und Menschen-erde mit Erz und mit Feuer. Und warfen neu die Saat des blutigen Hasses. . . .

RICHARD DREWS:

Sterne über uns

Fast schreckhaft überfällt uns oft im kläglichsten Alltag das erhabene Gefühl: Sterne über uns und die Gewißheit, daß unser Leben einen Sinn haben muß.

Daß die Sterne tagsüber nicht sichtbar sind ist noch kein Beweis, daß sie nicht kreisen. Warum erinnern sich erst nachts bei ihrem Anblick die meisten Menschen ihrer dunklen Herkunft?

Mir träumte, ich sei ein verirrter Stern, der seine Leuchtkraft verlor an die Menschen und den man nun mit Schmähungen und Spott überhäufte.

Wir sind wie die Sterne, wie Pflanze, Tier und Gebirge ab-
gesplitterte Teilchen eines ewigen Gottganzen.

Der Anblick des gestirnten Himmels ist für den nordischen
Menschen das tiefste Erlebnis, höchste Verzückerung und fast Wollust
zu nennende Religion.

Die Sterne erst zeugen jenes Gefühl tiefer Verwachsenheit im
Kosmos, jener Verankerung im Weltall, jenes Ruhens in Gott, das
wir Religion nennen.

Daß die Sterne ewig kreisen, läßt sich nur erahnen, nicht beweisen.

WALTER H. GIESE:

Gedicht

Unbeseelte Menge tobt
Schlechtgefügtem Tagwerk nach.
Macht ist Ziel und Haß ist Waffe.
Aber Schicksal lächelt ihnen:
Herz aus Erz, dir wölbt sich Krone,
Dürr gefügt aus Neid und Dummheit.

Ich allein bin stumm und ruhend.
Ausgeschüttet wie ein Bettler.
Einsam lausch ich hohen Worten.
Die mir weise Tote sagen.
Wände, gläsern, trennen mich.
Manchmal klingen sie und beben
Unterm Lärm, der mir vorüber
Bis an Todes Küsten schlägt.

Und um Mittag steht die Sonne.
Höher schwillt das Marktbemühen.
Ruheloser als das Meer.
Treibt Erregung Chaos Mensch.
Sinnend bin ich unter ihnen.
Dem sie die Bestimmung wehrten.
Und ich suche die Bestimmung,
Punkt, um den das Leben kreist.
Ich, dem niemand Sinn verlieh.
Suche qualvoll tiefsten Sinn.

HARTMUT PIPER:

Weltanschauungen als Weltbetrachtungsweisen

Während nach dem Erhaltungsprinzip der Physik die Menge der Energie im Wechsel ihrer Erscheinungsformen stets dieselbe bleibt, nimmt nach dem Entropieprinzip ihre Wirkungsfähigkeit angeblich ständig ab infolge der Entropie, d. h. des einseitigen Bestrebens der Naturkräfte, sich auf Kosten ihrer Konzentration und Wirkungsfähigkeit zu verteilen und auszugleichen. Zunächst wurde in der Thermodynamik festgestellt, daß bei allen mechanischen Vorgängen durch Reibung Arbeit in Wärme verwandelt, d. h. konzentrierte, geordnete Massenbewegung in zerstreute, ungeordnete Molekularbewegungen aufgelöst wird und daß auch letztere ständig ihre Verschiedenheiten, insbesondere der Geschwindigkeit, d. h. der Temperatur, auszugleichen suchen, während der umgekehrte Prozeß niemals von selbst eintritt. Diese Entropielehre ist die wissenschaftliche Verallgemeinerung der alltäglichen Erfahrungen, daß z. B. zwischen zwei Zimmern mit verschiedenen Temperaturen bis zu deren Ausgleich Wärme stets nur vom wärmeren zum kälteren Zimmer strömt, nie umgekehrt, daß also die Wärme im Temperaturgefälle, wie das Wasser im Erdgefälle, „von selbst“ stets abwärts, nie aufwärts fließt. Man erklärte den hiernach stets erstrebten, also bevorzugten Zustand ungeordneter, nach allen Seiten gleichmäßig verteilter und ausgeglichener Bewegungen oder Verhältnisse für den wahrscheinlicheren und stellte dasselbe Ausgleichsbestreben auch bei allen anderen Naturkräften bezw. Naturerscheinungen fest; denn jeder Vorgang beruht auf einer Verteilung, Auflösung und Ausgleichung von Energieunterschieden und entsprechenden Spannungen und ist daher ein Entropieprozeß.

Aus dieser einseitigen Richtung aller Veränderungen zur Verteilung und Ausgleichung der Energiedifferenzen folgerte man eine entsprechende Entwicklung des gesamten Weltalls zur Zerstreuung, Ausgleichung und Beruhigung aller Energie, besonders durch ihre Verteilung in ungeordnete Molekularbewegung, d. h. in gleichmäßige Wärme. Man nannte demgemäß diesen Zustand, dem das Weltall angeblich zustrebt, den Wärmetod.

Gegen diesen scheinbar zwingenden Induktionsschluß der exakten Naturwissenschaft sträubte sich ebenso das natürliche Gefühl wie die deduktive Naturphilosophie. Daß der Wärmetod erst nach sehr langer

Zeit eintreten sollte, war ein unzulänglicher Trost und fauler Kompromiß, der die unbefriedigenden Konsequenzen nur durch ihre Hinausschiebung weniger fühlbar und sichtbar machte, also verschleierte. Wenn tatsächlich die Welt dem Zustand der gleichmäßigen Energieverteilung, des Wärmetodes, als dem wahrscheinlichsten überhaupt zustrebt, ist die abweichende, also unwahrscheinlichere, aber bisher wahre Beschaffenheit der Welt überhaupt nicht zu verstehen.

Da der kommende Wärmetod als zwingender Induktionsschluß aus den physikalischen Tatsachen galt, suchte man einen Ausweg aus diesem Dilemma bei den biologischen Erscheinungen durch die Vermutung, daß diese nicht von dem Entropieprinzip beherrscht würden. Mit Unrecht! Die Wahl des Wortes „Wärmetod“ für die Entropisierung des Weltalls beruhte schon auf dem richtigen Gefühl einer Verwandtschaft dieser physikalischen Erscheinung mit der biologischen des Todes. Wie jede tote Maschine, unterliegt auch jeder lebende Organismus ständig der Abnutzung und Aufreibung, dem Verbrauch und der Zerstreuung der Energie, d. h. dem Altern und Sterben, wie umgekehrt auch jede Maschine durch ihre Abnutzung „alt wird“. An dem Altern und Sterben der Lebewesen tritt daher die Herrschaft des Entropieprinzips sogar besonders deutlich zutage.

Der Grund, welcher den Induktionsschluß auf den kommenden Wärmetod als Trugschluß enthüllt, liegt vielmehr für die physikalischen und biologischen Erscheinungen gleichmäßig darin, daß die unbefriedigende Einseitigkeit des Entropieprinzips nicht nur in seinen Konsequenzen, sondern bereits in seinen Voraussetzungen liegt. Das Entropieprinzip besagt nämlich nur, daß „von selbst“, d. h. ohne äußere Einwirkung, also in einem geschlossenen „System“ (Energiekomplex) alle vorhandenen Verschiedenheiten der Elemente oder Kräfte sich durch wechselseitige Störung und Abschleifung, Teilung und Verteilung, Anpassung und Einordnung immer mehr ausgleichen müssen. Das Entropieprinzip setzt demnach einseitig eine äußere Geschlossenheit, also Unveränderlichkeit, dagegen eine innere Veränderlichkeit, also Offenheit des Systems voraus. Wenn wir umgekehrt eine innere Unveränderlichkeit, insbesondere Unteilbarkeit und Unverteilbarkeit der Elemente oder Kräfte, aber eine äußere Offenheit des Komplexes oder Systems voraussetzen, sind auch die Konsequenzen umgekehrt. Die verschiedenen, unausgleichbaren Elemente geraten durch jede äußere Einwirkung aus ihrer bisherigen Ruhe, also inneren Ausgleiche (Entropie), in mehr oder weniger heftige Bewegung, also innere Differenzierung (Ektropie), und stoßen sich zugleich bei jedem Zusammenprall nach außen ab, fliehen sich und

entwickeln sich selbständig weiter zu noch größeren Verschiedenheiten. Wir erhalten dann also eine der entropischen entgegengesetzte, ektropische Entwicklung zur Differenzierung und ein entsprechendes Ektropieprinzip. Auch solche Ektropieprozesse sind alltägliche Erscheinungen. Jeder Zusammenstoß von festen Körpern, wie Billardkugeln, Bällen, Hämmern und so weiter, treibt diese aus ihrer bisherigen Ruhe, also inneren Ausgleichung in stürmische Erregung, Schwingung, Erhitzung usw., also innere Differenzierung, und zugleich in stürmische Flucht voneinander, also äußere Differenzierung. Dasselbe gilt für jede Explosion als Erhitzung, also Beschleunigung, gegenseitige Abstoßung und Flucht der Moleküle, sowie für jede sonstige Energieentwicklung als Auf- und Auseinanderprallen konzentrierter Massen, Moleküle, Atome, Elektronen usw. Dabei kann, auch durch chemische Katalyse, ein minimaler Entropieprozeß als Anstoß einen maximalen Ektropieprozeß als Explosion auslösen, sodaß auch von einem steten Überwiegen der Entropie nicht mehr die Rede sein kann.

Da nun jeder Komplex wieder als Element eines Gesamtkomplexes und daher auch die äußere Geschlossenheit eines Komplexes stets wieder als innere Geschlossenheit solches Gesamtkomplexes aufgefaßt werden kann, muß auch jeder Entropietendenz eines Komplexes die Ektropietendenz eines Gesamtkomplexes als Kehrseite entsprechen. In der Tat entspricht jeder inneren Ausgleichung (also Entropisierung) eines Komplexes von Kräften oder Bewegungen seine erhöhte äußere Differenzierung (also Ektropisierung) gegenüber anderen Kräften oder Bewegungen der Umwelt; denn jede innere Ausgleichung eines Komplexes ist schon als Veränderung eine Störung des bisherigen äußeren Gleichgewichts, wie umgekehrt jede äußere Einwirkung eine Störung des inneren Gleichgewichts bzw. Entropieprozesses ist. So bildet z. B. der Ausgleichungs-, also Entropieprozeß der Wärmeverteilung zwischen zwei Zimmern zugleich einen Differenzierungs-, also Ektropieprozeß gegenüber der Außenwelt insofern, als erst durch ihn auch das bisher ungeheizte Zimmer mit einer von der Außentemperatur abweichenden Sordertemperatur „infiziert“ wird. Jede Erwärmung bildet also einen Entropieprozeß gegenüber der Wärmequelle, dagegen einen Ektropieprozeß gegenüber der kalten Umwelt. Dasselbe gilt für jede Beleuchtung, Elektrisierung oder sonstige Energiezufuhr. Entsprechend hat auch umgekehrt jeder Ektropieprozeß eines Komplexes einen Entropieprozeß eines Gesamtkomplexes zur Kehrseite. Jede Explosion bildet z. B. als Erregung und Auseinanderprallen der Moleküle einen Differenzierungs-, also Ektropieprozeß innerhalb der Explosivmasse, zugleich aber als

Verwandlung der geordneten Massenbewegung des Anstoßes in die ungeordnete Molekülbewegung der Erhitzung und als Verteilung der zersprengten Moleküle und Wärmequanten in der Umwelt einen Ausgleichs-, also Entropieprozeß zwischen der Explosivmasse und ihrer Umgebung. En- und Ektropie ergänzen sich demnach als kehrseitige Richtungen und Betrachtungsweisen jedes Prozesses.

Jedes von Entropie beherrschte, also innerlich relativ ausgeglichene „geschlossene System“ bildet daher eine nach außen abgeschlossene Energiekonzentration. „Einigkeit macht stark.“ Das gilt auch für die Einigung, also Ausgleich physikalischer Kräfte oder Bewegungen. Je mehr Massen eine Lawine an sich und mit sich reißt, also sich innerlich angliedert und ausgleicht, desto gewaltiger und verheerender wird sie, ebenso wie Völker um so stärker und kriegstüchtiger werden, je umfassender und fester sie innerlich geeinigt und ausgeglichen sind. Auch die Wärmeausgleichung, die Erhaltung, hat eine Verdichtung, also eine Massenkonzentration, zur Kehrseite. Jede solche fortschreitende Massenkonzentration führt aber früher oder später durch Überspannung, besonders in Verbindung mit einer auslösenden äußeren Kollision, zur Explosion. Durch diese wird dann die relative äußere Geschlossenheit des Systems durchbrochen und daher auch der entropische Prozeß wieder von einem ektropischen abgelöst. Auch die Kollision zwischen erkalteten und erstarrten, also entropisch vorgeschrittenen Massen, z. B. Gestirnen, ist aber viel stürmischer, also ektropischer, als zwischen glühenden Gaswolken.

Die „von selbst“ verlaufenden entropischen Ausgleichsprozesse werden daher immer wieder durch äußere Störungen dieses Ausgleichs als ektropische Differenzierungsprozesse redressiert und kompensiert. Diesen ektropischen physikalischen Prozessen entspricht die biologische Begattung und Neugeburt als Regeneration ebenso, wie jenen entropischen physikalischen Prozessen das biologische Altern und Sterben als Degeneration. Während jeder lebende Organismus als relativ „geschlossenes System“ dem Entropieprinzip gehorcht, d. h. nach obigem altert, wirkt jede Zeugung als Kollision und Mischung der Elternkeime, also als explosive Durchbrechung dieser Geschlossenheit ihrer Systeme, ektropisch, d. h. verjüngend. Analog ist auch umgekehrt jede sonstige ektropische Kollision, Explosion und Mischung, z. B. von Gestirnen, zugleich als Verjüngung und Neugeburt aufzufassen. En- und Ektropieprozesse halten sich daher auch stets in stationärem Gleichgewicht, wie Altern und Neugeburt, Abbau (Dissimilation) und Aufbau (Assimilation), gleichsam als Pulsschläge, Atemzüge oder Gezeiten

alles Seins. Auch untereinander werden die Lebewesen durch den Kampf ums Dasein „ektropisch“ abgestoßen und gesondert, isoliert und differenziert sowie durch den Begattungskampf selbst explosiv zersprengt, zu neuen Formen (Mutationen) verschmolzen und embryonal verroht, also neugeboren, während sie untereinander durch friedlichen Verkehr „entropisch“ angezogen und gemischt, nivelliert und ausgeglichen, geordnet und verfeinert werden, also altern.

Wie daher durch das Entropieprinzip auch das biologische Altern und Sterben, so wird durch das kehrseitige Ektropieprinzip auch die biologische Zeugung und Neugeburt physikalisch erklärt. „Erklärung“ bedeutet aber nur analytische, mechanisch-zergliedernde Teilbetrachtung und ist als solche stets einseitig; „man hat die Teile in seiner Hand, fehlt leider nur das geistige Band“. Ihre Kehrseite und Ergänzung bildet stets die lebendige Anschauung als synthetische, organisch-entwickelnde Gesamtbetrachtung. Wir können daher mit demselben Recht, wie nach obigem alle Lebensprozesse als physikalische Ent- und Ektropieprozesse, auch umgekehrt alle physikalischen und chemischen Prozesse als biologische Prozesse des Alterns und der Neugeburt betrachten. Der altbekannte Vergleich des Lebens mit einem brennenden und allmählich erlöschenden Licht beruht in der Tat nicht nur auf äußerlicher Ähnlichkeit, sondern auf Wesensgleichheit. Auch jedes Feuer wird geboren, wächst, verzehrt seine Kraft und stirbt dann wieder. Auch die Gestirne sind Organismen im wahrsten Sinne, die sich in Sternkollisionen wie Geschlechtszellen begatten und zu einer Tochter Sonne verschmelzen. Diese geht aus solcher glühenden Umarmung in jugendfrischer Weißglut hervor, altert und erkaltet dann allmächtig zur gelben, roten und dunklen Sonne und stirbt dann erlöschend, wie jedes andere Feuer. Auch solches Altern und Sterben der Gestirne und Welten wird aber immer wieder durch Kollisionen als Begattungen und Neugeburten unterbrochen. In diesem Sinne betrachtete und bezeichnete schon Kepler die Gestirne stets als „die großen Tiere“. Und ebenso leben die Elektronen als entsprechende Weltkörper im Mikrokosmos des Atoms.

Eine noch synthetischere Betrachtungsweise als die biologische ist die psychische und soziale. Wie wir daher nach obigem alle biologischen Erscheinungen auch als physikalische und alle physikalischen auch als biologische betrachten können, so können wir auch alle psychischen und sozialen Erscheinungen in biologische und physische zerlegen und umgekehrt auch alle biologischen und physischen Erscheinungen als beseelt betrachten. Da ferner jede Betrachtung eine geistige Tätigkeit und Erscheinung ist, gipfelt diese Weltanschauung

in einer Vergeistigung und Vergöttlichung aller, auch der materiellsten Erscheinungen als höchster, absoluter Synthese. Wir sind Zellen im Volksorganismus, Atome im Erdorganismus, unsagbar kleine Korpuskeln im kosmischen Organismus der Milchstraße, Wellen in ihrem Ätherozean und Klänge in ihrer Sphärenmusik, und auch jeder dieser übermenschlichen Organismen ist wieder die sinnliche Erscheinungsform einer übersinnlichen Welt, der Volksseele, des Erdgeistes und Weltgeistes oder Gottes. In dieser geistigen Welt erscheinen und wirken auch alle Naturkräfte als frei schaffende, ethische Geistesmächte und göttliche Zwecke, sowie alle Naturerscheinungen, Dinge und Wesen, wie auch wir selbst, als göttliche Ideen, Gedanken und Vorstellungen. Das alles haben unsere Altvordern in ihren Mythen von Natur-, Erd- und Himmelsgeistern, von Schöpfungschaos und jüngstem Gericht, Weltuntergang und Auferstehung viel feiner und tiefer geahnt, als der Scharfsinn unserer materialistischen Naturwissenschaft mit ihrem rohen Verstandeskult.

Auch der Tod verliert in dieser Weltanschauung seine absolute Bedeutung und damit seinen Stachel durch seine Erklärung als Teilprozeß und Teilbetrachtung des unsterblichen Gesamtlebens. Denn alles Leben besteht in einem stationären Gleichgewicht zwischen Zersetzung und Ersetzung, Dissimilation und Assimilation, also zwischen Sterben und Neugeburt von Elementarlebewesen. Wenn die Blätter und Blüten als Teillebewesen des Baumes im Herbst sterben, versinkt ihre in dem überwinternden Stamm verkörperte Gattung nur in ihren Winterschlaf, und deren verjüngtes Erwachen aus diesem im Frühling bedeutet zugleich eine Auferstehung und Neugeburt der Blätter und Blüten. Sterben und Neugeburt der Teillebewesen haben sich kompensiert und daher das Gesamtleben und Gesamtbild nicht gestört. Besonders die Überwinterung der Insekten zeigt die allmählichsten Übergänge zwischen Tod bezw. Fortpflanzung einerseits und Schlaf bezw. Erwachen andererseits. Mit derselben Sorgfalt bringen manche Insekten, selbst sterbend, ihre Eier, andere dagegen sich selbst in Hüllen zum Schutz gegen die Unbilden des Winters. Die feinsten Übergänge führen von dem Überwintern nur der Eier, also dem Tod der Individuen, über das Überwintern im Larvenzustand, dann im Puppenzustand zu dem Winterschlaf der Imago. Auch letzterer bildet als Absterben und Neugeburt von Körperzellen eine Regeneration, Verjüngung und Neugeburt, nur geringeren Grades, als solche in Nachkommen. Wie hiernach der Winterschlaf der Pflanzen und Tiere, besteht auch der gewöhnliche Schlaf nur in einem Sterben und Ausscheiden von erschöpften, verbrauchten

und vergreisten Körperzellen und in einem entsprechenden Hinschwinden, eben Einschlafen der Funktionen des Gesamtorganismus, besonders des Bewußtseins. Der Nachtschlaf unseres ermüdeten Organismus ist also ein Todesschlaf unserer erschöpften Elementarlebewesen, deren Keime aber auch wieder in dem schlafenden Organismus weiterleben und wie auf einem abgeernteten Acker schnell zu einer jungen Generation solcher Elementarlebewesen heranwachsen. Der erwachende Mensch fühlt sich daher entsprechend verjüngt, wie neugeboren. Wie demnach das Massensterben des Teillebewesen und das Einschlafen des Gesamtlebewesens, so unterscheiden sich überhaupt Tod und Schlaf auch nur subjektiv als Teil- bzw. Gesamtbetrachtung derselben objektiven Vorgänge. Unser eignes Sterben ist auch nur ein Einschlafen unserer Lebenskräfte, die im ununterbrochenen Gesamtleben der Familie, Nation usw. als geistiger wie körperlicher Same fortschlummern, sich erholen und entsprechend verjüngt als geistige wie körperliche Nachkommenschaft wieder aufwachen und auferstehen. Die physische Erhaltung der Materie, das heißt der Massen und Kräfte, die biologische Erhaltung des Lebens, d. h. der Erbmassen und Keimkräfte, sowie die psychische Erhaltung der Seele, d. h. der Erinnerungen und Werte, auch im Sinne der christlichen Lehren von der Auferstehung und dem jüngsten Gericht, sowie der buddhistischen von der Seelenwanderung und dem Karma, bilden ebenfalls nur verschiedene menschlich-zeitliche Betrachtungsweisen derselben ewigen Gesetze, welche alle Erscheinungen mit immanenter Vernunft und Gerechtigkeit regeln und erhalten.

Wie demnach physische, biologische und psychische Erscheinungen, unterscheiden sich auch zeitliche, räumliche und energetische Erscheinungen nur subjektiv als menschliche Anschauungsformen oder Betrachtungsweisen und verwandeln sich daher auch fortwährend ineinander. Wir sehen z. B. die Schwingungen eines Pendels bei langsamer Bewegung als Bewegungen, also als zeitliche Erscheinung. Bei schnellerer Bewegung verschwimmen sie zu dem Gesamtbild einer gleichmäßig gefärbten, ruhenden Scheibe, also nur noch einer räumlichen Erscheinung. Bei noch schnellerer Bewegung nehmen wir nur noch eine Kraftquelle wahr, z. B. optisch eine Verdunkelung des Schwingungsfeldes, akustisch ein Brausen oder mechanisch einen Luftdruck, also nur noch eine energetische Erscheinung. Wir können diese drei Erscheinungsformen auch nebeneinander an jedem schneller bewegten Wagenrad beobachten. Um dessen Achse sehen wir die Speichen sich drehen. In weiterer Entfernung von der Achse verschwimmen diese Bewegungen zu dem Gesamtbild eines scheinbar festen Ringes. Noch weiter nach den

Felgen zu verflüchtigt sich dieser Eindruck zu demjenigen einer bloßen Trübung des Durchblicks.

Alle Kräfte lassen sich als solche Gesamtbilder feinerer Körper, Elementarquanten, Elektronen usw., sowie alle Körper als solche Gesamtbilder feinerer Bewegungen von Korpuskeln, Molekülen, Atomen, Elektronen usw. auffassen. Umgekehrt lassen sich auch alle Bewegungen als Teilerscheinungen eines Körperkomplexes, sowie alle Körper als Teilerscheinungen eines Kraftkomplexes auffassen. Auch die grösste Bewegung schwimmt z. B. durch ihre Entfernung als scheinbare Verfeinerung in dem Gesamtbild einer scheinbar ruhenden Masse, und auch der grösste Körper schwimmt durch seine Entfernung als scheinbare Verfeinerung in dem Gesamtbild einer Kraftquelle, z. B. seiner Gravitation.

Das Gesamtbild ist aber ebenso real wie das Teilbild und keins von beiden an sich objektiv richtig, sondern jedes nur eine einseitige subjektive Betrachtungsweise. Auch der alte Streit der Theorien zwischen mechanistischer, materialistischer und energetischer „Erklärung“ der Natur findet daher seine Lösung darin, daß diese qualitativen Unterschiede überhaupt nicht in der Natur, dem Objekt, sondern als Betrachtungsweisen im Subjekt ihren Grund haben, indem letzteres die grössten und einfachsten Objekte mechanisch-zeitlich als Bewegungen, die feineren und komplizierteren materiell-räumlich als Körper, die feinsten und verworrensten dynamisch-energetisch als Naturkräfte auffaßt. Es sind gleichsam verschiedene Denkebenen mit geistigen Staubecken, in denen die Vernunft des Betrachters die objektiv nur graduell verschiedenen, ineinander überfließenden Erscheinungen subjektiv sammelt, sondert und ordnet.

Wie hiernach die erkenntnistheoretischen Grundbegriffe: Zeit, Raum und Energie, sowie als deren Abstraktionen Kausalität, Essentialität und Finalität, ferner die ontologischen Grundbegriffe: Materie, Leben und Geist, habe ich in meiner „Philosophie der Betrachtungsweisen“ auch die kosmologischen Grundbegriffe: Erhaltung, Entropie und Entwicklung, sowie weiterhin die verschiedenen Anschauungen und Theorien auf allen Gebieten im einzelnen psychologisch als Betrachtungsweisen und diese wieder biologisch, physiologisch und physikalisch als menschliche Organe, Werkzeuge und Reaktionsweisen „erklärt“. Damit ist gleichsam der „Stein der Weisen“ gefunden, der alle Erscheinungen und Theorien dadurch objektiv ausgleicht und ineinander überleitet, daß er den Urgrund ihrer qualitativen Verschiedenheiten nicht mehr in der sinnlichen Außenwelt der betrachteten Objekte, sondern in der

geistigen Innenwelt des betrachtenden Subjekts sucht und findet. Der uralte Kampf der Weltanschauungen und Theorien wird hiermit dahin entschieden, daß jede von ihnen als Betrachtungsweise von ihrem Standpunkt aus recht hat, daß ihre Berechtigung also nicht mehr in einer objektiven, absoluten Wahrheit, sondern in der subjektiven, relativen Wahrnehmung des Betrachters gesucht wird. Dieser ganzen verstandesmäßig-erklärenden, relativen und reflexiven, analytisch-kausalen und wissenschaftlich-philosophischen Weltbetrachtungsweise steht aber auch wieder die gefühlsmäßig-veranschaulichende, absolute und intuitive, synthetisch-finale und religiös-mystische Weltbetrachtungsweise als gleichwertige und gleichberechtigte Kehrseite und Ergänzung gegenüber und alle verschiedenen Betrachtungsweisen werden umschlossen von demselben betrachtenden Weltgeist, dessen göttliche Ideenwelt sich im Menscheng Geist als Sinnenwelt widerspiegelt:

Sehe jeder, wo die Quelle liegt,
Wo geläutert in gelöstem Gleiten
Einer Kette von Notwendigkeiten
Jeder Widerspruch sich selig schmiegt!

(Kurt Piper)

TRIBÜNE DER JUGEND

Von den Grundlagen einer neuen Gemeinschaft

„Geh' hin und sprich zu dem Volke.“

Wird meine Stimme zu dir dringen, Deutscher, Mensch und Bruder?
Werden meine Worte dich finden, dich rühren, dich aufwühlen?
Ach, daß ich euch alle im Innersten zu treffen vermöchte, daß ich euer Heiligstes und Bestes wachrufen könnte. Wie fremd sind wir uns geworden in den Jahren, die der Notgemeinschaft der Schützengräben folgten! Wie schnell haben wir vergessen, daß wir zusammengehören auf Gedeih und Verderb! Wie bitter sind die Schranken, die liebeleere Herzen zwischen uns aufgerichtet haben! Ach, daß ich sie mit der Glut meiner Worte zu schmelzen vermöchte! Daß ich euch ins Mark träfe, auf euer Herz zielte mit meinen Worten. Ich weiß, wie arm die Sprache ist, um Heiligstes und Letztes anzudeuten. Doch will ich es versuchen.

Deutscher, Mensch und Bruder, hab ich dich angeredet, jeden von euch, sei er Arbeiter, Kaufmann, Gelehrter. Und in diesen drei beschwörenden Worten liegt alles angedeutet, wovon ich euch sprechen will. Von Deutschland zuerst spreche ich zu dir, Deutscher! Von dem Deutschland, dem die Dornenkrone unsäglicher Leiden die Stirne wundritzt, von dem Deutschland, deinem geächteten und geschändeten Vaterland, Deutscher! Von diesem Land, geheimnisvoll eingebettet zwischen der übrigen Menschheit, dem Land, das um unseren tiefsten Schmerz weiß. Und ich frage euch: ist einer unter euch, dessen Liebe nicht größer geworden sei in diesen Tagen der Not zur Heimat, die ihn zeugte? Ist einer unter euch, der Deutschland jetzt die Treue bricht, weil die Fremde reichere und höhere Erfüllung seiner Wünsche birgt? Er soll von hier ab nicht weiterlesen, denn er gehört nicht zu uns.

Aber jeder, der in diesen bittersten Tagen deutscher Geschichte sein Volk desto trotziger liebt, der an die Ewigkeit seines Volkes glaubt trotz alledem, gehört zu uns. Der Sinn dieses tiefsten Absturzes eines Volkes (einzig in der Geschichte aller Zeiten) ist das Aneinanderschmieden und Zueinanderfinden. Die Gemeinsamkeit unser Not schmiedet Stahlreifen um uns, die nie und nimmer in Tagen des Glücks gewachsen wären. Daß wir alle einem gemeinsamen Vaterland deutscher Zunge gehören, diese Erkenntnis, von anderen Völkern mit der Selbstverständlichkeit tiefwurzelnder Vaterlandsbegeisterung begriffen, kann uns nur werden in den Tagen unsäglichster Leiden.

Und ich spreche zu dir vom Menschen und Menschlichen, Deutscher. Hartnäckig sträubte sich sonst dein Sinn, den als deinen Nächsten anzuerkennen, der gesellschaftlich unter dir stand. Es war in deinen Augen ein zweitrangiger Mensch, den man gern sonstwo hinwünschte. Daß der Mensch, diese bisher höchste aller der Natur erreichbaren Schöpfungen, unabhängig ist von zufälligem Besitz, daß das Menschliche im Kleinen und Gedruckten genau so mächtig, wenn nicht mächtiger ans Licht verlangte, das ging dir nicht ein. Sozialdemokrat ward ein Makelwort, fast wie Lump oder Schurke. Nichts entehrte so sehr wie die unteren Schichten zu vertreten: geächtet war, der es tat. Heute ist Sozialismus ein selbstverständliches Gebot geworden. Die Gemeinsamkeit alles Menschlichen, das Empfinden für das Erlösungsbedürfnis jeder Kreatur ist heute jedem geläufig. Nur die niemals lernen wollen: sie stehen heute noch diesem neuen Geiste feindlich gegenüber.

Niemals aber, wissen wir, darf jener furchtbare Denkwang wiederkehren, jene fixe Idee, daß der Mensch erst auf einer gewissen gesellschaftlichen Höhe begänne. Er ist uns zum Verhängnis geworden.

Er hat den Verlust des Weltkrieges, was man sonst, auch immer als Ursache heraustifteln möge, verschuldet. Weil wir nicht reif waren zum Siege, deshalb sind wir unterlegen. Niemand ist gerechter als die Geschichte und es wäre ein recht einfältiger Dummenjungenstandpunkt, wollte ein geschlagenes Volk sich in den Schmollwinkel stellen. Niederlagen, aus denen man lernt, werden früher oder später zu Siegen. Nur die ewig Gestrigen, die ewig Beharrenden, die ewig Konservativen wollen das nicht einsehen.

Der beglückendste Fund in all dem Elend um uns: daß wir im Volksgenossen wieder den Bruder sehen, der wie wir ins Helle tastet. Wir sind alle eines Ursprungs, nur die verwirrende Vielfalt moderner Lebensformen zwingt uns auf verschiedenen Wegen zum Ursprung zurück-zusuchen. Wir können nicht, ewige Utopie der Irrlehre des Kommunismus, alle gleich viel Besitz haben: aber was wir können, ist: daß wir alle mit derselben Inbrunst nach Idealen suchen, die überweltlich und göttlich in den Dingen geahnt und vorgebildet liegen. Die Gemeinsamkeit solchen Besitzes nennt man Kultur: zu ihr werden wir nur gelangen, auf dem Umwege über den Sozialismus, einen Sozialismus allerdings, der nicht wie der gewerkschaftliche in Satzungen gezwängt ist, der international, der seinem Feind, dem Kapitalismus, hörig ist (blutigste Ironie der Geschichte!), sondern einen Sozialismus, der wirklich innerste Seelenangelegenheit eines nicht umzubringenden Volkstums ist. Die sittlichen Kräfte des guten Proletariats (nicht des entsittlichten Asphaltmobs) zu wecken, ist vornehmste Pflicht jedes Deutschen. Die Hebung der sozialen Lage ist Voraussetzung. Auf dem Boden der augenblicklichen unsittlichen und durch und durch verbrecherischen Wirtschaftsordnung kann sich keine Kultur entwickeln. Diese Wirtschaftsordnung ist der Tod der Kultur. Darum, wem es ernst ist um die Zukunft der Menschheit, er wird nicht aufhören zu fordern: Fort mit dem ausbeuterischen, schmarotzenden Kapital, das die Menschen hinabstößt in die tiefsten Bereiche menschlichen Elends.

In den Besten ist diese Forderung lebendig. Die neue Kultur wird keine Kultur der großen Einzelträger sein, wie sie hinter uns liegt, sondern im wahrsten Sinne eine Volkskultur, eine Gesamtkultur. Noch liegt der Mammon, der Götzendienst des Geldes, wie ein Eisenreif auf den Völkern und erstickt jede Äußerung gehobenen Seelentums. Aber nicht fern ist die Zeit, wo dieser Panzer gesprengt wird von der Urgewalt ungealterten Volkstums, von der Inbrunst der Ringenden, die überall sind, nirgends aber mächtiger als bei den Ärmsten der Armen. Das Bürgertum aber muß wissen, zu wem es in diesem Kampf gehört.

WALTER HANS GIESE:

Immer mehr Gemeinschaften

Es ist dem Deutschen beigegeben, daß er Gemeinschaften gründet. Daß sich ein solches Grundgefühl auch in der Jugend äußern muß, bedarf keiner Erläuterung. Es wird wohl keine Woche jung, in der nicht eine Gemeinschaft ins Leben gerufen wird, und es wird wohl keine Woche alt, in der nicht eine andere zerbricht. Man mag über diese Geflogenheiten denken wie man will — man sollte keinen Spott laut werden lassen, sondern sich vielmehr freuen, nicht über das Zerbrechen, sondern über das Geborenwerden. Ja, man sollte sich zu dem Ruf versteigen: Immer mehr Gemeinschaften! Ich wil mich bemühen, meine Meinung klarzulegen, möchte jedoch vorausschicken, daß meine Bemerkungen sich mit der Großstadtjugend beschäftigen und mit Gemeinschaften, nicht mit Vereinen.

Großstadt ist Nährboden für Frühreife übelster Art. Wir wußten als Jungen, daß Eros die Zeit beherrscht. Eros, der unsere Köpfe mit wirren Räuschen erfüllte, ohne daß irgend ein gütiges Herz uns zu Hilfe kam. Wir Großstadtjugend mußten uns Tag um Tag mit einer Autorität beschäftigen, deren Gesetze wir nicht begriffen und später nicht anerkennen konnten, weil sie unser Bestes mit Beschlag belegte. Schule und Haus verleideten uns gründlich Christentum und Klassizismus, ehe wir selbst fähig waren, Stellung zu nehmen. Wir wurden aber dadurch nicht freier. Und so kam es ohne unser besonderes Wissen, daß wir uns in uns selbst verkrochen und zu denken suchten. Mancher schöpferisch Veranlagte wurde über solcher verfrühten Insichversenkung zum Artisten. Aber das schlimmste war, daß unsere Eltern von Stadtteil zu Stadtteil zogen und damit manche zarte, mitfühlende Freundschaft im Keim erstickten. Als wir reifer wurden, lernten wir Zeit und Raum überwinden und fanden uns doch. Oder auch nicht. Mancher fühlte sich seinen Anschlußbedürfnissen entwachsen und pflegte sich und seine Anlagen selbständig und ohne Hilfe. Daß aus solcher Abschließung viel Ungesundes und Überkünsteltes (Nur-Ästhetisches) herauskam, liegt in der Natur der Sache. Einsamkeit und Abschließung mag für einen gut sein, der sein Leben und Erleben für beendet hält, niemals aber für einen jungen eindrucksfähigen Menschen, er sei wer er sei. Jugend heißt Wachstum und alles Wachstum bedarf der Anlehnung und Pflege. Unter drei Jugendlichen wird immer einer sein, der eine wahrhafte Kindheit hatte. Die Pflicht des einen aber sei, aus seinem Überfluß zu geben. Einer, der freundlos von Straße zu Straße zog, mag wohl

seine Vaterstadt besser kennen, nicht aber sich. Diese Kenntnis kann ihm erst die Gemeinschaft vermitteln, in der jeder Einzelne einen Teil des Spiegels bildet, aus dem ihm sein Antlitz entgegenblickt.

Ihr, die ihr auf dem Lande eine Jugend verlebtet, habt auch vielleicht entbehrt: euch aber war immer die Erde nah, die allgütige Trösterin, das Grün und die Frucht. Wir Großstadtjugend aber sind im wahrsten Sinne heimatlos. Wir wissen nicht, was es heißt, immer der eigenen Scholle nah zu sein; unsere Tage umschlossen scheinbar ewige Mauern — zu euch sprach das Leben unmittelbar. Und wenn euch das Leben in irgendeine Ferne trieb, ihr hattet etwas, das sich als unvergängliche Schönheit in euer Herz gesenkt hatte: Heimat, Scholle. Wir hatten, was wir nicht lieben konnten: Mauern und ewige Verbote. Wir mußten uns irgend etwas erarbeiten, das wir als Besitz, als Schönheit wollten, und wo fanden wir es unkörperlich, was sich Glücklicheren körperlich bot? In den Herzen gleichführender junger Menschen. Manchem unter uns mag das Herz höher geschlagen haben, wenn er, vom Staub der Fabriken und Kontore befreit, den Zusammenkünften entgegeneilte. Wir wissen das. Aber wir wußten damals wohl kaum, was uns beglückend lockte.

Wir durften vor dem Kriege auf Überlieferungen zurückblicken, die auch denen, die sie überwunden zu haben glaubten, noch ein Gefühl der Zusammengehörigkeit gaben. Nun, nach schmerzvollen Wirren, mußte vieles einer rohen, verwilderten Wirklichkeit weichen. Zurück blieb das Chaos. Wir müssen uns neue Erinnerungen erarbeiten, ja, vielleicht eine neue Heimat. Aber gönnt nicht dem Schmerz den Triumph, uns getrennt zu sehen. Laßt uns eine Heimat aufrichten, zu der die Geister der Verlassenheit keinen Zutritt haben. Die Köpfe sind heiß heute und die Begriffe verworren. Wir gehen nicht fehl, wenn wir der verfrühten Beschäftigung mit politischen Tagesfragen die Hauptschuld zuschieben. Sie trennte Kräfte, die gemeinsam Wertvolles beschafft hätten und verschloß den Zutritt zu politisch vielleicht anders, zu geistig aber gleich Geschulten. Der Deutsche ist politisch unfähig, schätzt sich aber ungemein leicht falsch ein. Alle falsche Einschätzung aber war von jeher ein Grund zu Zwistigkeiten. Es ist beschämend, daß politisch ungebildete oder halbgebildete Jugendliche sich weigern, mit im Grunde Gleichgesinnten zusammenzuarbeiten, nur weil irgend ein Schatten zwischen ihnen droht, den eine ganz unjugendliche Umwelt zwischen sie legte. Laßt uns Brücken schlagen! Laßt uns immer noch Gemeinschaften gründen! Es ist im Grunde gleichgültig, wie lange sie leben: denn wenn erst der Versuch gemacht ist, werden

andere folgen. Wir haben Wichtigeres zu tun als cliquenweise Wahl-
agitation zu betreiben; wir haben uns — eine Heimat zu erarbeiten,
das ist: Erinnerung, Arbeit, Schönheit, Liebe. Nennt es wie ihr wollt
— erst Gemeinschaft über alle Parteien weg wird euch den Begriff
"Heimat" offenbaren. Gründet Gemeinschaften! Eure Jugend währt
nicht ewig! — Ihr werdet euch im Alter dankbar sein.

RICHARD DREWS:

Opfern und Reifen

Der tiefste und letzte Sinn jedes Opfers: Entsühnung. Von eigener
oder fremder Schuld. Sein Ziel: Wiedergeburt. Sein Weg; Reifen.

Jener Augenblick im Drama, wo sich die Starrheit, die Verstocktheit
eines großen Schuldigen löst vor der Erkenntnis der namenlosen
Versündigung; auflöst in Reue und Zerknirschung; er ist ein Abbild
jedes Völkerschicksals, jenes Punktes im Dasein eines Volkes, da die
Auflehnung gegen ein sinnlos scheinendes, grausames Geschick plötzlich
der Erkenntnis weicht: der eigenen Schuld.

Wir jungen Deutschen, vom Atem eines grausam-großen Schicksal
heftig bewegt, sollen erkennen: daß unsere Väter sündigten. Seelen-
wandlung heißt das tiefe Wort, das uns erlösen kann. Wir wollen
unseren Sinn vom Alltag weg zum Ewigen, vom Geld zurück zum
Wert, vom Götzendienst wieder zurück zu Gott lenken und unser
Auge an die Unerträglichkeit der Wahrheit gewöhnen.

Nicht schwatzen, sondern schweigen, nicht reden, sondern reifen:
das sei unser Weg.

Unser Weg soll wieder von außen nach innen führen, von
New-York zurück zu einem neuen Weimar.

Das gelobe mir jeder in die Hand!

WILH. MÜLLER: Die Butter

Björn Björnson (Sohn des berühmten norwegischen Dichters Bjørnstjerne
Bjørson) hielt unlängst im deutschen Verein in Christiania eine
Rede auf Deutschland und die Lebenskraft des deutschen Volkes. Er
sprach von Deutschlands Zukunft und erzählte eine kleine Geschichte:
Zwei Frösche der eine ein Optimist, der andere ein Pessimist, fielen eines
Nachts in ein Milchnapf, und so sehr sie sich auch anstrebten, kamen
sie nicht heraus. Schließlich gab der Pessimist seine Bemühungen auf und
ging unter. Aber der Optimist strampelte weiter, und als der Morgen graute,
merkte er, das er festen Grund unter den Füßen hatte, Er stand auf — Butter.

Björnsons Gleichnis erregte stürmischen Beifall.

Menschen Werke Ereignisse

ALFRED HEUER:

Dem Kunstmaler Prof. Dr. Christian Rohlf's

zum 75. Geburtstage

(geboren am 22. 12. 1849 in Niendorf bei Segeberg in Holstein.)

(Schluß.)

Trotzdem die Farbe seine Sprache ist, kann man doch nicht sagen, daß die Form, die Plastik vernachlässigt sei. Vielleicht darf man einmal im allgemeinen die Frage aufwerfen, ob die Natur selbst immer Form sei, wenn sich die Dinge etwa im Morgennebel, im Abenddämmern aufzulösen scheinen. Und Rohlf's liebt den Abend, der alles weich einhüllt und die Umrisse der Dinge verschwommen erscheinen läßt. Ist die Natur eigentlich Form?*) Ist sie Farbe? Im Grunde haben beide Recht, denn sie ist weder Form noch Farbe, sondern nur Erscheinung. So gibt es auch in der Kunst zwei Wege der Darstellung — wir sprechen an dieser Stelle nicht von der Skulptur, deren Wesen ja die Darstellung der Form ist, trotzdem auch sie von den ältesten Zeiten an die Farbe in ihren Dienst gestellt hat, sondern wir beschränken uns auf die Malerei. Unter den Malern betonen die einen mehr die Form, erstreben Formbestimmtheit — Holbein, Leibl. Daneben aber machte sich schon früh ein Streben nach reiner Farbe geltend. Philipp Otto Runge's unvergleichlicher Geist hatte bereits über die Beziehungen von Musik, Malerei, Dichtung und Mathematik nachgedröbelt. Die von ihm ausgestreuten Samen scheinen heute aufgehen zu sollen. Kandinsky ging seinen Weg. In diese mit Runge anhebende Reihe ist auch Rohlf's zu stellen, der allerdings nie so weit wie jener Russe ging. Denn, wir wiederholen es, auch im Ergreifen der Form besitzt sein Auge eine große Sicherheit, wie ja auch ein Nolde dieselbe Gabe, z. B. in seiner Südseeköpfen, offenbart. Aber Rohlf's neigte schon früh zur Vereinfachung der Form, sie immer

*) Anm.: Goethe kommt in seiner Farbenlehre nach 40jähriger Beschäftigung mit den Farben in seinem Entwurf einer Farbenlehre zu dem Ergebnis: „Das Auge sieht keine Form, indem Hell, Dunkel und Farbe zusammen allein dasjenige ausmachen, was den Gegenstand vom Gegenstande . . . unterscheidet. Und so erbauen wir aus diesen Dreien die sichtbare Welt, und machen dadurch zugleich die Malerei möglich, welche auf der Tafel eine weit vollkommener sichtbare Welt, als die wirkliche sein kann, hervorzubringen vermag.“

wesentlicher zu gestalten, ist der Weg seines Lebens. Nicht nur in seinen Bäumen, in seinen Tannen, in seinen Menschendarstellungen tritt dies deutlich zutage. Der Bauer auf dem Heuwagen im Museum zu Halle wirkt in seiner einfachen Geschlossenheit wie eine Plastik von Meunier. Genauigkeit der Form, Formenbestimmtheit freilich wird man von Rohlf's nicht erwarten können, wenn auch Anklänge an kubistische Malweise vereinzelt sich, zumal in Werken der letzten Jahre, feststellen lassen.

In dieser ihrer Vereinfachung aber nähert sich auch die Form immer mehr den Urformen und geht damit denselben Weg wie die Farbe. Beide rinnen aus demselben Quell, dessen Ursprung in der Ewigkeit liegt. Dazu ist diese Form immer gestaltenreich, es ist eine sinnlich reich belebte Form, bisweilen zur Verunklärung, dann wieder mehr zur Bestimmtheit neigend. Das Wort vom Geheimnis der Form hat so bei Rohlf's eine besondere Bedeutung gewonnen. Wie die Farbe, so wird auch die Form immer innerlicher, beide brechen gleichsam aus dem Inneren der Natur hervor. Dies Künstlerauge dringt in das Innere der Natur, ja es wird Weltauge, vor dem Himmel und Erde, Raum und Zeit zu einer Einheit verschmelzen. Nicht mehr Baum und Strauch, Wald und Flur und Tal, wie der gewöhnliche Mensch es schaut, wird gestaltet, nicht mehr, kurz gesagt, das Einzelne, diese Landschaft wird Widerschein der Weltenseele, ja Gottes. „ihm, dem Glänzenden glänzt alles nach, von seinem Glanze erglänzt diese ganze Welt“. wie es in einem wundervollen Vers der heiligen indischen Sprüche lautet.

Es ist ein Schaffen, wie die Gottheit selbst schafft, der Künstler aber scheint im Rate der Götter gesessen zu haben und nach ewigem Ratschluß zu gestalten. Wieder einmal ist Kunst Weltanschauung geworden, das ist die Bedeutung dieser wie der gesamten Ausdruckskunst. Wir wiederholen, diese Werke sind geschaut. Damit hängt aufs engste die große Vorstellungskraft dieses Künstlers zusammen; immer wieder bricht sie bei ihm durch und ist so stark und eigenartig — z. B. in den Grottesken — daß sie uns oft zunächst fremd anmutet. In dieser Gabe tritt bei Rohlf's deutlich das Nordische hervor, denn die Vorstellung dieser Menschen neigt zum Formlosen, ist quellend wie das Gewölk am Himmel jener Gegenden. Rohlf's wird nicht müde, Gestalten hineinzufräumen: einen Fleck hinter dem Ofen in seiner Künstlerwerkstätte in Hagen, bildet er mit wenigen Strichen zu einem Elefanten um. *)

*) Anm.: Man denkt an das Wort Leonardos, das Mereschkowski in seinem Roman: „Leonardo da Vinci“ anführt: „Oft habe ich an Wänden, in der Zusammensetzung verschiedener Steine . . . in den Umrissen der Wolken Abbildungen der schönsten Gegenden mit Bergen, Felsen, Flüssen, Tälern, Bäumen gefunden, ja sogar Schlachten, fremdartige Gesichter . . . merkwürdige Teufel, Ungeheuer und viele andere wunderbare Skizzen erblickt. Ich wählte aus ihnen und führte die Bilder aus“.

Manche seiner Wasserfarbenbilder, zumal der letzten Zeit, scheinen ausgelaufene Farbflecke zu sein. Da wird auch die Vorstellungskraft des Beschauers frei und zu mitschöpferischer Kraft erhoben. Eben dahin gehört auch, daß dieser Künstler viele Bilder wieder übermalt, dann wird oft etwas anderes daraus, als was zu Anfang beabsichtigt war, aus einem Baum ein Menschenantlitz oder eine Stadt und Ähnliches. Bei Holzschnitten benutzt Rohlfs gern die Rückseite der Druckblätter auf der die durchscheinenden Bilder weich und wie ausgelaufen erscheinen. Gewiß mag das zu hören für die Ohren solcher Kunstfreunde ein Schrecken sein, die in der Kunst Formenbestimmtheit lediglich als oberstes Gesetz anerkennen. Auch daß Rohlfs Ziegelsteine zum Abdruck verwendet mit der Vielfältigkeit ihrer Zeichnung, kennzeichnet seine Art hinlänglich. Freilich meistert die Linie immer wieder diese Gebilde und gibt ihnen ein sicheres Gerüst. — Eigentlich aber stellt sich dieser Künstler in jedem Gemälde eine neue Aufgabe, so steckt er auch ganz in jedem seiner Werke. Dieses Niesfillestehen ist bezeichnend für seine Art und unterscheidet ihn von anderen Meistern, die eine bestimmte Form, fast möchte man sagen Formel, gefunden haben und nun ihr Lebenlang sie weiter ausbilden — selbst einem Rubens kann man diesen Vorwurf nicht ersparen. Rohlfs ist kein Meister einer bestimmten Form. Er würde das Wort des fast 90jährigen Hokusai unterschreiben, der seinen Schülern empfahl, nicht feststehenden Regeln, sondern der Inspiration zu folgen, wie er es sein Leben hindurch getan hätte. (Vergl.: Hokusai von Perzynski.)

Schon der Fleiß eines Rohlfs ist zu groß, als daß er mit einer einmal gefundenen Lösung sich begnügen könnte; der immer Tätige scheint uns zuzurufen, daß Arbeit die Summe dieses Daseins sei. Dabei weiß er, daß Ruhe und Abgeschiedenheit die ersten Bedingungen zum Schaffen sind — noch immer hat die Gottheit den ernstesten Forscher gesegnet. So wird denn auch eintreffen, was Rohlfs einmal gewissagt ist, daß er bis zu seinem Tode schaffen würde. Wenn einmal seine Lebenskraft erlöschen wird, er wird bis zum letzten Augenblicke schaffen wie Cezanne, den der Tod vor der Staffelei erteilte. Denn der Schatz, den Rohlfs zu gestalten hat, ist zu umfangreich, es würde für mehrere Menschenleben ausreichen, was er in 7 Jahrzehnten aus dem Stoff dieser Wirklichkeit, oder wir wollen lieber sagen, vom Saume des Gewandes der Gottheit, erschaut hat. Er muß immer weiter schreiten, immer tiefer schauen.

Ebensoweit wie der stoffliche Umkreis seines Werkes ist auch seine Empfindung. Rohlfs ist bald zart wie Frühlingsswehen, bald

stürmisch wie Gewitterbrausen; bald mystisch versunken, dann wiederum verstandesklar wie Bauernklugheit; bald ernst wie der Tod, den er so oft gemalt hat, dann wieder klingt sein Lachen wie das feine stille Lächeln Wilhelm Raabes. Immer aber ist Rohlfs ganz unsentimental, doch viel weibliche Zartheit, sein mütterliches Erbteil, zeichnet ihn aus, wie es so oft bei den Deutschen zu sein pflegt. Im Grunde sind das alles Eigenschaften, die ihm seine Rasse, sein Niedersachsendolk überlieferte. So auch erklärt sich die tiefe Ruhe seines Wesens: doch wohnt neben aller Zartheit doch auch in ihm ein trotziger Sinn. Was er will, vollbringt er, nichts bringt ihn von seinem Entschluß ab. Von seiner Heimat floß auch in seine Kunst das Urgesunde; der Salzgehalt des Meeres durchwürzt sie. Sie ist trüchtig wie die Erde, gebärend, schwanger. Bisweilen bricht eine Sinnlichkeit von solcher Gewalt hervor wie bei den Griechen und von gleicher Gesundheit, wie wir sie heute wieder erstreben sollten. So steht er im Grunde jenem Volke doch näher als etwa ein J. A. Carstens, sein Landsmann. Diese Sinnlichkeit, oder sollen wir lieber sagen diese Natürlichkeit, nähert ihn der Erde. Rohlfs ist wie ein sommerlich reifes Ahrenfeld seiner Heimat, das aus schwerem fruchtbarem Marschboden aufschießend, reiche Frucht trägt. Was für ein prachtvolles Alter, was für ein Greis oder richtiger Jüngling! Viel innere Erregung zittert noch in ihm nach, geheimnisvolle Stimmen erklingen, seinem Inneren entringen sich Gesichte aller Art. Dazu umspannt sein weites Herz alle Dinge, Blumen und Bäume, Tiere und Menschen. Ein Herz, das, geläutert durch eigenen Schmerz, viel zarte Empfindung für Wundmale aller Art besitzt. All diese Welt dort draußen findet ihren Mittelpunkt in dieser Persönlichkeit, die wiederum ihren Mittelpunkt in sich gefunden hat. So steht über allem doch die Persönlichkeit. Ganz ist Rohlfs ein Eigener. Und dieses über alles, er blieb sich selber treu, machte nie irgend welche Zugeständnisse, schaute nicht links und nicht rechts, sondern unverrückbar auf sein Ziel. Ehrlichkeit und Unbestechlichkeit und Wahrheit ist darum seiner Kunst eigen.

Sein Wesen ist Reinheit, Güte, Offenheit. Nichts Kaltes findet man in seiner Kunst wie bei Holbein. Rohlfs trägt die Schönheit der Welt im Herzen, zerlegt sie aber nicht kalten Auges.

Sein Wesen ist Unscheinbarkeit, Vornehmheit, Stille und Besonnenheit. Das alles sind Züge des niederdeutschen Stammes, wie sie der Rembrandtdeutsche zu ewiger Gültigkeit erhoben hat.

Sein Wesen ist Verschwiegenheit. Weniger ein Mann des Handelns als des Leidens. Ein adliges Schweigen ruht über Christian Rohlfs.

Man bedauert, daß er uns keine Lebensbeschreibung hinterließ, ihr Klang würde ebenso an das Ohr des Volkes schlagen wie Ludwig Richters Lebenserinnerungen.

Sein Wesen ist Keuschheit des Empfindens. Auch Rohlfs war ein Gottsucher. All diese Züge werden wir in seiner Kunst wiederfinden. Tief entspringt sie dem Mutterboden der Heimat, ist einfach wie ihre Gewächse, einfach wie Ursprache, Urverse. Und sie ist deutsch! Nichts Klassisches oder Antikes haftet ihr an — das ist ihr wesentliches Kennzeichen. Wohl aber könnte man sie in einem mit der Kunst der Franzosen vergleichen. Rohlfs besitzt eine gleiche malerische Feinheit. Wohl keiner unter den deutschen Künstlern der Gegenwart übertrifft ihn darin. Und auch seine Kunst verfolgt keine irgendwie gerichteten literarischen Absichten. Sie ist ganz aus Anschauung geboren, das Unbewußte spielt in ihr wie bei Goethe immer eine ausschlaggebende Rolle.

So etwa könnte man die Umrisse dieser Persönlichkeit zeichnen.

(Dieser Aufsatz ist geschrieben als Einleitung zu einem Buch über Christian Rohlfs.)

KAMPF UND KRITIK

Alle Aufsätze, die in dieser Spalte erscheinen, werden dem Leserkreis der „Morgenröte“ zur Diskussion überlassen. Wen es nach der Lektüre drängt, Stellung zu nehmen, ob zur Zustimmung oder zum Widerspruch, der möge sich, welchem geistigen Lager oder welcher Schicht der Gesellschaft er immer entstamme, schriftlich an uns wenden. Erscheinen seine Gedanken der Mitteilung wert, so soll das Wesentliche daraus hier Abdruck finden. Wir sind nämlich der Ansicht, daß allein aus dem lebendigen Meinungsaustausch Gleichgerichteter oder Andersgearteter etwas wirklich Schöpferisches und Befruchtendes herausspringt. Uns leitet dabei der Wunsch, daß sich mit der Zeit aus diesem Ideenaustausch ein gemeinsames Band um unsere Leserschaft schlingt und sie zu einer kleinen Kulturgemeinschaft macht. Nur wirklich brennende Themen kommen hier zur Erörterung.

R. Dr.

RUDOLF KLEIST:

I.

Kulturschändung

Ein bedenkliches Zeichen für den geistig-seelischen Verfall weiter Kreise ist die Beliebtheit jener mondänen Lieder und Tänze von heute, gegen die gehalten die Schlager der Vorkriegszeit, die auch nicht gerade Muster an Sittlichkeit und Schamgefühl waren, heute geradezu harmlos und belustigend einfältig wirken. Nicht nur, daß der Rhythmus der modernen Weisen von einer herausfordernden, zynischen Schamlosigkeit ist, ihr Inhalt ist so frech und an niedrigste

Instinkte appellierend, daß ein Mensch mit etwas Reinheit und Anstand sich angewidert und angeekelt fühlen muß. Dennoch erobern sich diese Melodien und Texte mit amerikanischem Tempo den Erdball, weil mittlerweile durch das Einsickern dieses Massengiftes ein Geschlecht herangezüchtet worden ist, das dieser Weisen würdig ist. Auch hier regeln sich, auf dem großen Fleischmarkt Europas, Angebot und Nachfrage wie von selbst, und nichts bringt mehr Geld als die Befriedigung einer Massensehnsucht. Alle Grammophone und Klaviere wimmern dieselbe Melodie mit eherner Eindringlichkeit tagtäglich im Kino, Kaffee, Kabarett, Radio der wartenden Menge in die Ohren, und das Glück der beiden Dunkelmänner, die für ein derartiges Machwerk verantwortlich zeichnen, ist gemacht. Von dem Reichtum der beiden Schöpfer des „Bananenliedes“ (heute schon vergessen) werden erstaunliche Dinge erzählt.

Aber das alles mag noch hingehn (man predigt tauben Ohren, wenn man hier zur Umkehr mahnt), das alles mag noch durchgehen: das Gemeinste und Niedrigste jedoch ist die Vermischung einer faulen Erotik mit Kulturellem. Ich denke dabei vor allem an jenes traurige Machwerk, das für alle Zeiten von weithin sichtbarer Stelle als Kulturdokument angeprangert werden mußte: den Pyramidenshimmy. Kulturen, wie die ägyptische, mit aller Ehrfurcht zu betrachten, hätte eine entartete Menschengemeinschaft wie die europäische, nur alle Veranlassung: statt dessen vergeifen sich schmutzige Hände sensationshungriger Literaten auch an dem sichtbarem Symbol einer einst hochentwickelten Kultur: den Pyramiden. Unsere Ohren sind ja so abgestumpft, daß sie garnicht allein schon aus diesem Titel: Pyramidenshimmy die grenzenlose Verkommenheit unserer Literaten heraushören. Nicht allein; daß ein ausgrabungswütiges Geschlecht den tausendjährigen Schlummer des ägyptischen Tut-ench-amon störte (welche Stätte hätte der Europäer noch nicht mit gelassener Ruhe und frivoler Zufriedenheit entweiht?) es mußte auch noch der letzte Schritt getan und das Privatleben eines vor Tausenden von Jahren gewesenen Königs zu frecher Sensation ausgebeutet werden. Ein Schritt weiter und die gotischen Dome werden als Rahmen und Folie sinnlich-frecher Phantasieausschweifungen dienen. Ich bin kein Rückständiger, kein Pastorensohn, kein Sittlichkeitsfanatiker, kein Kultusminister: ich bin ein Mensch, der in allem Guten mit meiner Zeit zu gehen gesonnen ist, der aber den Mut hat, wenn auch nicht an einflußreichster Stelle, den Finger auf die offenen Wunden unserer Zeit und Generation zu legen. Ich will über den Kreis der wenigen

Verantwortlichen hinaus den Sinn und das Ohr wieder schärfen für Gemeinheit und Niedertracht und den Zersetzungserscheinungen mit allen Mitteln der Feder, des Wortes und des persönlichen Einsatzes entgegenzutreten. Es muß offen gesagt werden, daß im Pyramiden-Shimmy eine gemeine Kultur-Schändung vorliegt, auf die aufmerksam zu machen, die einfache Pflicht eines jeden um deutsche und europäische Kultur besorgten Menschen ist.

II.

Noch einmal: Deutsche Kleinkunst

Gieses Aufsatz über dieses Thema im vorigen Heft enthält in seiner knappen Eindringlichkeit fast alles, was darüber gesagt werden könnte. Dennoch möchte ich hier und da etwas unterstreichen oder hinzufügen, was mir nach der Lektüre ins Bewußtsein trat.

„Der blaue Vogel“ ist mir, nachdem er mir beim ersten Mal entwichte, diesen Sommer nun doch nicht entgangen und ist mir zu einem der wenigen ganz großen Erlebnisse geworden, aus denen sich mein Leben speist und erneuert. Er tut mehr für russische Kultur als hundert Schulen der Weisheit, er ist in seinem Stimmungsgehalt und seiner Farbigkeit, seinem bald fortreisenden Tempo, bald gedämpften Melancholie eine so glänzende Offenbarung und Proklamation östlichen Geistes, daß unsere ganze westliche Zivilisationswelt mit all ihren Wolkenkratzern, Filmstars und Radiowellen davor in abgründige Scham versinken mußte. Aber wir haben ja längst aufgehört, uns schämen zu können und nehmen daher auch gar keine Veranlassung, nach einem Besuch des blauen Vogels die Bilanz unserer Kleinkunst oder was sich so nennt, zu ziehen, uns Rechenschaft zu geben, ob eine deutsche Kleinkunst in dem Sinne überhaupt existiert.

Wer dennoch wie der Schreiber dieses Aufsatzes in sich geht und einen ernsthaften Überschlag macht über das, was wir auf diesem Gebiete haben, der kommt zu einem wahrhaft niederschmetternden Ergebnis. Wollen wir ehrlich sein, und Ehrlichkeit ist immer schamhaft, so müssen wir uns sagen, daß es eine Herausforderung an die Kulturwelt bedeuten würde, wollten wir unser aus westlicher Zote gespeistes Kabarett (Format Klein-Paris) dem launischen, lustigen, witzig-tiefen, abgründig-dämonischen Kleinkunstspiel der Russen entgegenstellen. Unsere weltstädtischen Kabaretts kränken entweder an einer dünnblütigen, lungenschwachen, lendenlahmen literarischen Geistigkeit, die Spengler und Keyserling als Zielobjekt ihrer krampfhaften Witzigkeit nimmt oder aber, noch schlimmer, an jenem Überwuchern

pariserischer Ferkereien, die ein entartetes Publikum in sexuelle Spannung und Nahrung setzt. Unser Kabarett ist entweder geistige Unzucht oder geistiger Lustmord.

Und hier tritt das ganze Elend unserer selbstmörderischen deutschen Kulturgemeinschaft zu Tage; daß eine ganz westlich, französisch-amerikanisch eingestellte Literatenschicht die Menge ganz in ihre Gewalt bekommen hat und durch das Medium der Öffentlichkeit unser kulturelles Antlitz formt. Die Kabarettts sind ihnen wie Kino, Radio und Dielen die Organe, von denen aus sie Einfluß haben auf die große Menge. Von hier aus verspritzen sie das gefährliche Gift ihres zersetzenden westlichen Geistes. Ach, es ist so entsetzlich leicht, mit den fortgeschrittenen Mitteln einer lauten Geistigkeit zu wirken, aufzulösen, zu zersetzen. Es ist der Geist der großen Weltstädte, die nach amerikanischem Zuschnitt, den Fortschritt in der Auflösung aller Sittlichkeit, alles Zwanges, aller Zucht und Persönlichkeit sehen. Der Geist jener falschen Demokratie, die die Front der Kapitalisten stärkt, indem sie die Menge und die Persönlichkeiten mit Bakterien verpestet und sie so widerstandsunfähig macht im Kampf um die Menschenrechte. Aber wir wollen nicht ins Politische geraten.

Wir sehen also auch hier: anstatt, daß wir die rechte Mitte hielten zwischen westlichem und östlichem Geist, wie es unserer geographischen und kulturellen Situation entsprechen würde, haben wir uns bedingungslos dem Westen ausgeliefert. Wir sind die letzten, die nun ins andere Extrem verfallen wollen und uns bedingungslos an den Osten ausliefern: aber übersehen wir doch nicht: daß der östliche Geist Kräfte einer seelischen Erneuerung und sittlichen Wiedergeburt in sich trägt, die uns der Westen nun und nimmer bieten kann. Sehen wir uns doch diese russischen Kleinkünstler an: in einer Zeit politisch-staatlichen Zusammenbruchs, einer Zeit wirtschaftlichen Niedergangs macht sich eine kleine Truppe buntzusammengewürfelter russischer Künstler auf und bietet der westlichen Welt in Lied und Wort, Farbe und Gewandung eine so glänzende Offenbarung kultureller Höhe, daß der eilfertige, amerikanisierte, beruflich zermürbte westliche Mensch eine Minute lang aufhorcht, innehält, erhoben, durchrüttelt wird. Mit Darbietungen von der Dauer knapper zehn Minuten, aber einer Innigkeit, Süßigkeit und Farbigkeit von Stimmung, Klang und Seele, warten die Russen auf. Alles ist einfach, aus unnennbaren Tiefen heraufgeholt, fast bäuerlich, anspruchslos und formt sich dennoch zu einem unerhörten Erlebnis. Weil wir auf zwei Minuten herausgerissen werden aus Erstarrung und Entseelung des Mechanisierten, entzaubert werden,

entzückt. Weil wir den Kundgebungen einer Volkseele lauschen, die wir über unsere Maschinen einbüßten.

Und wir Deutschen könnten etwas Gleiches haben, wenn wir nicht so viel nach dem Westen schielten. Hier und da sind Ansätze, aber es sind Halbheiten und Verkehrtheiten; sind Stümperwerk, solange nicht eine ganze Volkheit ihr Bestes hineingibt, ihre Seele hineinhaucht. Mit einer Wiederbelebung von Hans Sachs und alter kirchlicher Mysterienspiele allein ist wenig getan, wir müssen vielseitiger, kühner und weiter werden. Wie wundervoll gelingt zum Beispiel den Russen die zarte Verhöhnung des ganzen amerikanischen Lebensgefühls durch das Zehnminutenstück: *Time is money*. Wie ist hier der amerikanische Mensch zutiefst entlarvt! Wer traute den Russen soviel Einfühlung zu! Und wieviel ließe sich in Deutschland aus dem Weltgefühl und dem Stoffkreis allein der letzten 300 Jahre herausholen, an fruchtbaren Ideen für eine deutsche Kleinkunst!

RICHARD DREWS:

Wider die Magazine

Für die Verpöbelung des Geschmacks in literarischen Dingen ist nichts so bezeichnend wie das Auftauchen immer neuer „Magazine“. Nach dem „Magazin“, dem „Lebensspiegel“, „Der, Die, Das“, nach Ullsteins „Uhu“ jetzt „Scherls Magazin“. Während wertvolle Zeitschriften oft hart um ihr Fortbestehen zu ringen haben, finden diese blöden Massenabspeisungssstätten, diese Warenhäuser der Literatur reißenden Absatz. Weil sie dem Massengeschmack aufs Leichtsinngste entgegenkommen in ihrer Mischung aus Erotik und Sensationen, weil ihre Verleger anscheinend vergessen oder nie gewußt haben um die Verantwortung in kulturellen Dingen. Es ist niederschmetternd, welche Auflagen die Magazine erreichen: Ullsteins rühmen ihrem „Uhu“ eine Auflage von 100 000 und mehr nach! Es ließe sich eine ungemein aufschlußreiche Statistik aufstellen, wollte man einmal die Auflagezahlen der wertvollen und der seichten Zeitschriften nebeneinander stellen. Aufschlußreich für den bejammernswerten Niedergang des Geschmacks und der geistigen Kultur, für die Verelendung des Geisteslebens. Gewiß hat der verlorene Krieg und die ungeheure Nervenanspannung der Kriegsjahre sein gut Teil Schuld an diesem Hang zu seichter Lektüre, gewiß sind vom Buchhandel, auch von dem um seine hohe Sendung wissenden, schwere Unterlassungssünden begangen worden: aber ungleich größer ist die Schuld, die diese Magazine trifft, die

planmäßig den Hunger nach billigster Nervennahrung (wie das Kino zum größten Teil) züchten. Das Geschäft über alles, Verantwortlichkeitsgefühl ist nicht! Das überläßt man den Verlegern und Buchhändlern, die töricht genug sind, Wertvolles und Bestes unters Volk zu bringen, oder den Zeitschriften wie „Die Tat“, der „Vorhof“ oder „Die Morgenröte“, die sich um eine Erneuerung des Kultur- und Geisteslebens bemühen. Doch hat man auf jener Seite für uns nur mitleidig-verzeihendes Lächeln, so haben wir für die Maulwurfstätigkeit solcher Verleger nur die tiefste Verachtung: deshalb auf die Schanzen gegen die Massenhaftigkeit der Magazine: Fort mit ihnen, sie sind unser geistiger Tod.

ADALBERT KOLNAU:

Was ist Kultur?

Was ist Kultur? So Vielen man diese Frage vorlegt, ebensoviel verschiedene Antworten kann man darauf hören. Gewiß, alles ist relativ und kein Inhalt eines Begriffes ist eindeutig, aber doch ist es nötig, sich darüber zu einigen, was man unter „Kultur“ versteht — wenigstens für die nötig, die an einer Kulturerneuerung mitzuarbeiten bestrebt sind.

Wozu die Unklarheit unserer Begriffe oft führt, mag ein Beispiel zeigen. Der bekannte naturwissenschaftliche Vielschreiber Dr. Zell hat ein Buch herausgegeben mit dem Titel: „Ist das Tier vernünftig?“ An keiner Stelle seines Buches aber schreibt er, was er unter „vernünftig“ eigentlich versteht. Schopenhauer hat aber nun den Unterschied zwischen Vernunft und Verstand klar auseinandergelegt, woraus hervorgeht, daß bei Tieren nie von Vernunft geredet werden kann. Demnach könnte Zells Buch nur heißen: „Ist das Tier verständig?“ Daran zu zweifeln hat aber bisher noch niemand einen Anlaß genommen, und so war es ganz unnütz, überhaupt ein Buch darüber zu schreiben.

Aus diesem Beispiele sieht man, daß es gleichsam schon zu einer Kultur mitgehört, über die wichtigsten Begriffe sich einig zu sein. Was ist nun der wesentliche Inhalt des Begriffes „Kultur“?

Zumeist wird bei der Erklärung an die Fortschritte in Wissenschaft und Technik gedacht und so z. B. die Erfindung des Rundfunks als ein bedeutender Kulturfortschritt gefeiert. Ebenso wird die große Masse der „Gebildeten“ die gewaltigen Erfindungen auf dem Gebiete des Dampfes, der Agrikulturchemie, der Luftschiffahrt usw. unserer Zeit als Kultur anrechnen, und sie würde sich gewiß empören, wollte man ihr zumuten, das kleine Griechenvolk vor 2000 Jahren als ein höheres

Kulturvolk anzusehen, als die Völker des jetzigen Europas. Und doch ist es so!

Es war wohl H. St. Chamberlain, der in seinen „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts“ die Begriffe „Kultur“ und „Zivilisation“ klar auseinanderlegte und der letzteren all das zurechnete, was im Grunde nur eine Verfeinerung und Vervollkommnung unserer Handfertigkeit, unserer Werkzeuge und unserer Sinne bedeutet, also z. B. Mikroskop, Telefon, Fahrrad, Kompaß. Wir sind demnach also höchst zivilisierte Menschen und Völker, aber ein zivilisiertes Volk ist noch lange kein Kulturvolk. Noch immer ist man im hohen Grade unklar, was eigentlich die Kultur ausmacht. Erst vor kurzem bekam ich ein Bändchen zur Hand mit dem Titel: „Physik und Kulturentwicklung“, in dem der Verfasser, O. Wiener, den Begriff Kultur kurzerhand definierte: „Kultur ist alles, was der Mensch bisher geschaffen und gedacht hat“. Würde das anerkannt, so wäre es nötig, ein neues Wort dafür zu erfinden, was wir unter Kultur verstehen.

Zum Glücke ist es nicht nötig, sich bei der Umgrenzung dieses Begriffes in tiefgründige Erklärungen und philosophisch-wissenschaftliche Untersuchungen darüber einzulassen, was das Wesen anerkannter Kulturvölker war, wir müssen nur den Mut haben, denen zu folgen, die diese Arbeit leisteten. Nun ist es kein Geringerer gewesen als der Philosoph Friedrich Nietzsche, der diesem Probleme nachging und viele Jahre seiner Gedankenarbeit zuwandte. „Meine Aufgabe:“ schreibt er im Jahre 1872, „den inneren Zusammenhang und die Notwendigkeit jeder wahren Kultur zu begreifen“. Aus allen seinen veröffentlichten und nachgelassenen Werken der Jahre 1871—1876 von der „Geburt der Tragödie“ bis zu den „Menschlichen — Allzumenschlichen“, geht hervor, daß alle seine Gedanken jener Zeit um diese „Aufgabe“ wie um ein Zentrum kreisen. Welches war nun das Ergebnis dieser Arbeiten? Worin fand der Philosoph das Wesen jeder Kultur? Kurz gesagt: In einer bestimmten einheitlichen Form des Lebens, in einem sicheren Geschmack, einem anerbten Instinkte gleichsam, in dem jeder Einzelne, jeder Stand, ja, das ganze Volk lebte — „in der Einhelligkeit zwischen Leben, Denken, Scheinen und Wollen“ — in der Form und dem Stile des Lebens.

Durch die Zeitungen ging vor einiger Zeit die Nachricht, daß sich Kaiser Wilhelm II. in seinem Exil mit Holzhacken beschäftige. Könnte man sich einen römischen Kaiser denken oder Karl den Großen, der in seinem Garten Holz hackt? Könnte man sich Journalisten und Publizisten der alten Zeit denken — denn auch damals gab es solche —

die sich nicht geschämt hätten, eine solche Geschmacklosigkeit vor der großen Masse breit zu treten? „Arbeiten ist keine Schande“ und „Arbeit adelt“ — ja, aber es kommt ganz auf die Art der Arbeit an und ganz auf den Arbeiter. Wenn ein studierter Mann, mit dem schönen Titel Studienrat z. B., sich nach dem Abhaspeln seiner Schulstunden daheim mit nichts anderem zu beschäftigen weiß, als Tag für Tag seinen Garten zu bebauen oder in einem Kellerraum einen Nähtisch oder eine Blumenkrippe für seinen Haushalt zu tischlern so ist das eine Schande — und jeder Handwerker hat recht, über diesen geschmacklosen „Kopfarbeiter“ mitleidig zu lächeln. Genau so lächerlich ist es, wenn ein Markthelfer sein Töchterchen, die doch später eine Hausfrau werden soll, auf die höhere Schule schickt, mit seiner Frau hungert und darbt, damit das Dämchen Französisch lernt, die zarten Händchen pflegt und davon träumt, später einmal zu studieren. Typen einer solchen Unkultur und Geschmacklosigkeit bietet unsere Zeit in Hülle und Fülle: Dienstmädchen und Arbeiterinnen im Sonntagsstaate mit Seidenstrümpfen und Stöckelschuhen, Judenweiber aus den Trödeln der Vorstadt in Heringsdorf und Swinemünde, Backfische in Lederhosen, die Zugspitze besteigend, Fabrikbesitzersöhne vornehmer Familien eine ihrer Arbeiterinnen zur „Gemahlin“ nehmend, auf die Juden schimpfende Schieber und Wucherer, nachschreibende Gänse in philosophischen Universitätsvorlesungen usw. usw. Stil- und Geschmacklos ist fast alles, was wir im rastlos hastenden Großstadtleben sehen, in unseren Zeitungen lesen, in unseren Universitäten als Futter für wissenschaftliche Berufsjäger hören, stil- und kulturwidrig sind unsere Feste, unsere Konzerte mit den Virtuosen-Akrobaten, unsere Theater, unser Heim, unsere Kindererziehung. — Heinrich Wölfflin schreibt in der Einleitung zu seinen „Kunstgeschichtlichen Grundbegriffen“: „Nichts bezeichnet eindrücklicher den Gegensatz zwischen alter Kunst und der Kunst von heute als die Einheitlichkeit der Sehform dort und der Vielfältigkeit der Sehform hier. In einer Weise, die einzig ist in der bisherigen Kunstgeschichte, scheint des Widersprechendste sich miteinander vertragen zu können.“ Was hier von der Kunst gesagt ist, gilt aber allgemein von allen unseren Lebensäußerungen, vom Gesellschafts- und Geschäftsleben wie von der Moralanschauung und den Lebensformen der einzelnen Menschen. Und ebenso haben die folgenden Sätze Wölfflins allgemeine Gültigkeit: „Nur ein im Kern historisches Zeitalter hat diese Weitherzigkeit großziehen können. Aber die Einbuße an Kraft gegenüber der einseitigen Stärke vergangener Epochen ist unermeßlich.“

Was soll und kann nun der Einzelne tun, um an einer Erneuerung einer Kultur im angedeuteten Sinne mitzuwirken? Dies ergibt sich von selbst, sobald einer von der Richtigkeit des Kulturbegriffs überzeugt ist und sobald er einen Widerwillen und Ekel an der Unkultur und Geschmacklosigkeit unserer Zivilisation erlebt hat.

Spottartikel in den Zeitungen und Reklamereden in Versammlungen werden allerdings wenig ausrichten, Ironie und Zynismus haben von jeher mehr geschadet als genützt. Überhaupt ist mit einer Wirkung auf große Massen zunächst nichts zu hoffen, in kleinen Kreisen und mit der eigenen persönlichen Lebensführung muß begonnen werden. Daß ich damit kein muckerischer Moralprediger sein will, wird man wohl verstehen. Im Gegenteil! Ein lebensfrohes Gefühl, seine Art und sein Wesen auszubilden muß jeden durchdringen, die Verantwortung für eben diese Art zu leben, und selbst den Mut dazu soll man sich nicht nehmen lassen, Fehler und Dummheiten zu machen. Jeder setze sich zunächst selbst sein Ziel und seine Gesetze: Bist du Sportmensch, -- gut, so sei es! Denke aber nicht, daß du daneben auf allen Gebieten der Kunst, Wissenschaft und Politik mitreden müßtest und ein Urteil darüber zu haben brauchst. Bist du ein Künstler, gut, -- so sei vor allem ein Schaffender, dazu gehört nicht, ein Kunstgelehrter zu sein, der in den Stilen und Völkern aller Zeiten zu Hause ist. Bist du ein Mädchen, so wisse, daß zu einer zukünftigen Hausfrau ganz andere Dinge gehören, als englische und französische Romane lesen zu können, etwas Klavier zu klimpern und über aesthetische Fragen zu plappern. Laß dir nicht einreden, daß ein wirklich gebildeter Mann von dir später als Ehegattin verlangte, Verständnis für seine Interessen zu haben. Er verlangt viel eher Hochachtung davor und eine gesunde mit natürlichem Verstande ausgerüstete Hausfrau.

Die Beispiele ließen sich häufen, genug damit -- sie sollten nur zeigen: Kultiviere dich selbst und stilisiere dein Leben! Nur so kann -- wenn auch nach Generationen erst -- wieder ein sicherer Instinkt, ein gesundes, sicheres Lebensgefühl erzeugt werden, das der Mutterboden jeder Kultur ist.

Jedem aber, der danach strebt, kann nicht oft genug das Buch Nietzsches: „Vom Nutzen und Nachteil der Historie“ zu lesen empfohlen werden. Hieraus wird auch der, dem meine Beispiele zu grob und derb sind, der von feinführender Natur ist, herauslesen, was das Ziel sein muß, das der große Philosoph in die Worte kleidete: „Zieht um euch den Zaun einer großen und umfänglichen Hoffnung, eines hoffenden Strebens. Formt in euch ein Bild, dem die Zukunft entsprechen soll.“

PETER PEINLICH:

Wer ist schuldig?

Ich besaß einen Freund, mit dem ich Stunden frohesten gemeinsamen Schaffens verlebte. Er war älter als ich. Ströme, die wir Ohnmächtigen so gerne Schicksal nennen, trennten mich von ihm. Ich weiß nicht, wie mein Bild sich ihm formte im Laufe der Trennung — ich weiß nur, daß er mir zum Musterbilde des Mitschaffenden, Anteilnehmenden auswuchs, daß ich nicht müde ward zu loben, jedem neuen Geist, der mir nahe trat, hinzuhalten wie einen Schmuck, den jeder lieben muß. Ich malte Zukunft, schrieb hundert Briefe an ihn, die ich nie absandte, in denen ich jede Schöpfung, die sich mir aufdrängte, Glied um Glied vor ihm wachsen ließ, auch das, was ich nicht beendete.

Ich kam zurück. Er lohnte mein Sein-Gedenken mit kalter Beherrschung, die sich mir wie ein Eisring ums Herz schloß. Ich floh. Meine Seele weinte auch wohl. . . .

Bis ich klar genug war, ihn nicht mehr verdammen zu können. Ich hatte mich gesteigert, ihn gesteigert, hatte den Himmel vorweg genommen — nur er, er war er selbst geblieben.

BÜCHERSTUBE

R. HAMANN: Deutsche Köpfe des Mittelalters. Verlag des kunstgewerblichen Seminars in Marburg a. d. L. — **E. LÜTHGEN: Gotische Plastik in den Rheinlanden.** Verlag Cohen-Bonn.

Nur mit Ergriffenheit und Ehrfurcht zugleich wird man die Bilder dieser Bände betrachten, die uns künden von dem, was unser Volk einst Großes geschaffen hat. Wie ein Strom durchzieht es von Anfang an bis in die Gegenwart und auch in die Zukunft hinein die deutsche Kunst. Jenes heiß wogende Gefühl, das siedet und wallt, gischt und schäumt. Niemals rinnt dieser Strom gleichmäßig spiegelklar und rein und eben dahin, sondern immer ist er aufgewühlt bis in die tiefsten Tiefen, spritzt er auf zu höchster Höhe, ergießt sich über seine Ufer. Bei den Deutschen ist das Gefühl ausschlaggebend, nicht die Form wie bei den Romanen. — Denn wenn wir an Meister Eckehardt oder Navolis, an Prandauer oder Goethe, an Grünewald oder Beethoven, an Dürer oder Christian Rohlf's, an Münstermann oder Rembrandt denken — immer sehen wir die deutschen Meister in völliger Abgeschlossenheit, einsame Beter und Grübler, schaffen. In ihrer Werkstatt

liegen sie auf den Knien, wie Luther sich geißelnd und marternd, die Hände zu Gott emporreckend, um in furchtbarem Ernst, in bebender Schau, in tiefer Bescheidenheit die göttliche Gnade zu empfangen. Sie senkt sich darum auf ihr Werk und krönt ihr Ringen. Was für ein Volk, dieses Gottsuchervolk der Deutschen! Sichtlich berufen, den Weg zur Höhe zu erklimmen. Was muß alles in seinen Tiefen zittern, wenn es diesen Christus des Naumburger Domes schaffen konnte, den der unbekannte Meister nur von Angesicht zu Angesicht mit Gott erschauen konnte. Der Tiefblick und die Frömmigkeit eines ganzen Volkes scheint in ihm Gestalt gewonnen zu haben. Oder diese Maria mit den weitaufgerissenen Augen von einer Verkündigung im Magdeburger Dom oder jene Schmerzensmutter des Bonner Museums. Alle Gemütsbewegungen haben in dieser Kunst ihren Ausdruck gefunden, nicht nur Freud und Leid, auch das selige Lächeln mittelalterlicher Frauen klingt fein, ja süß, aus dem Antlitz der Reglindis wieder, während sich die Uta in scheuer Keuschheit verhüllen möchte. So glauben wir diesen mittelalterlichen Gestalten in Aug und Herz zu schauen, zumal Hamann es so fein verstanden hat, ihr Wesen zu künden.

Wer sich aber eingehend in die Formenabsichten dieser Kunst hineinsieht, wird bald spüren, daß es Blut vom Blut auch unserer heutigen Kunst ist. Auch die Gegenwart müht sich um ähnliche Fragen nicht nur, sondern ihre ganze Innerlichkeit steigt aus gleichen religiösen Tiefen herauf wie jene. Darum gebe man solche starken Bücher, ähnlich wie die blauen Bücher der Sammlung Langewiesche, unseren Studenten, unseren Schülern wie unseren Arbeitern in die Hände, auf daß sie deutsche Eigenart kennen lernen, an dieser Stärke selbst genesen, um vor allem sich in Demut zu beugen vor diesem Volk, dem anzugehören ein jeder eine überquellende Freude empfinden müßte.

Alfred Heuer.



Verlag „Die Morgenröte“: Albert Modrow, Elmshorn. Für die Schriftleitung verantwortlich: Richard Drews, Elmshorn. Für den Inseratenteil verantwortlich: Richard Modrow, Elmshorn.

Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlages und mit Quellenangabe.
Für die Schriftleitung oder den Verlag bestimmte Sendungen bitten wir stets an den Verlag selbst und nicht an einen der vorgenannten Herren zu richten.

Unverlangten Beiträgen ist Rückporto beizufügen. Postscheckkonto: Hamburg 11 Nr. 34557.
Druck: Albert Modrow, Elmshorn

Aus dem Inhalt des vorigen Heftes (Nr. 5/6):

KAMPF UND KRITIK:

Richard Drews: Deutsche und Juden.

J. Georg Ebert: Buchhändlertum.

Rudolf Kleist: Abrechnung.

Walter H. Giese: Über eine deutsche Kleinkunst.

MENSCHEN WERKE EREIGNISSE:

Alfred Heuer: Dem Kunstmaler Professor Dr.

Christian Rohlf's zum 75. Geburtstage.

Hartmut Piper: Die neue Romantik.

Alfred Bock: Denksprüche.

TRIBÜNE DER JUGEND:

Dr. Georg Kalantaroff: Russisch - deutsche
Kulturgemeinschaft.

Richard Drews: Gegen den Strom oder nicht?

BÜCHERSTUBE

Die bisher erschienenen Hefte werden auf Wunsch, solange
Vorrat reicht, nachgeliefert.

Thomib auf
Max Krause Briefpapier.



